

*Herwig Grimm und Andreas Aigner*

## Der moralische Individualismus in der Tierethik

Maxime, Konsequenzen und Kritik

### 1. Einleitung

Der moralische Individualismus liefert seit den Anfängen der akademischen Tierethik die dominante Methode, anhand derer der moralische Status nicht-menschlicher Tiere<sup>1</sup> argumentativ begründet wird. Die diesen Gedanken befördernden und für die Tierethik zentralen Namen, Peter Singer und Tom Regan, sind auch heute noch wichtige Referenzpunkte für viele Autoren. Doch die Begründungsfigur des moralischen Individualismus fand bereits früh Kritik durch Cora Diamond und Mary Midgley. Wenngleich auch heute der moralische Individualismus in seinen Weiterentwicklungen noch sehr präsent ist, so bleibt er nicht alternativlos, wie etwa die bleibende Aktualität früher, kritischer Texte zeigt. Ziel und Anspruch dieses Aufsatzes ist, den moralischen Individualismus zu rekonstruieren, unterschiedliche Facetten desselben strukturiert darzustellen und seine Probleme zu erörtern. Einwände gegen den moralischen Individualismus werden anhand verschiedener Gegenpositionen und Erweiterungen illustriert. Der Aufbau der Ausführungen ist dabei so gestaltet, dass zunächst wichtige Positionen innerhalb des moralischen Individualismus sowie daraus resultierende Implikationen erörtert werden (Abschnitt 2). Die im Anschluss diskutierten Alternativen zum moralischen Individualismus dienen als Basis kritischer Kommentare (Abschnitt 3). Daran anknüpfend erfolgt eine Systematisierung der dargestellten Positionen, um die verschiedenen Argumente noch einmal strukturiert zusammenzufassen und in Relation zu setzen (Abschnitt 4).

1 Der Einfachheit und Lesbarkeit halber wird im Folgenden nur mehr die Rede von Tieren anstatt von nicht-menschlichen Tieren sein.

## 2. Tierethik und moralischer Individualismus

Am Anfang der akademischen Tierethik in den 1970er Jahren steht der Gedanke, dass Tiere keine bloßen Ressourcen für Menschen sind, sondern einen moralischen Status besitzen und somit um ihrer selbst willen geachtet werden sollen.<sup>2</sup> Eine zentrale Idee ist, dass die moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Lebewesen nicht mit der schieren Spezieszugehörigkeit begründet werden kann, sondern durch das Vorliegen bestimmter Eigenschaften, die spezi- esübergreifende Gemeinsamkeiten bilden. Dies hat die Konsequenz, dass die Interessen von Tieren nicht kategorisch den Interessen von Menschen untergeordnet werden dürfen. Eine Reihe von Autoren in der Tierethik, davon am prominentesten Peter Singer<sup>3</sup> und Tom Regan<sup>4</sup>, kritisieren etablierte Praktiken im Umgang mit Tieren, indem sie die moralische Relevanz bestimmter Eigenschaften von Tieren hervorheben. Weisen Tiere die gleichen bzw. relevante vergleichbare Eigenschaften auf, die den moralischen Status von Menschen begründen, sind diese in den Kreis der schutzwürdigen Wesen mitaufzunehmen. Die Begründung der moralischen Berücksichtigung von Tieren in der frühen Tierethik entspricht damit meist einem Extensionsmodell.<sup>5</sup> Trotz der Unterschiede zwischen Singer, Regan und anderen Autoren, deren Argumente eigenschaftsbasiert sind, liegt allen Positionen der gleiche Gedanke zugrunde, der als

- 2 Dieser Gedanke ist ein Erbe Jeremy Benthams, der bereits 1789 eine entscheidende Frage im Hinblick auf Tiere stellt: „[T]he question is not, Can they reason? Nor, Can they talk? but, Can they suffer?“ (J. Bentham, „An Introduction to the Principles of Morals and Legislation“ (1789), in: J. H. Burns, E. Rosen, P. Schofield (Hrsg.), *The Collected Works of Jeremy Bentham*, Bd. 2, London 1996, S. 283). In den 1970er Jahren steht diese Frage paradigmatisch für eine tierethische Auseinandersetzung, die im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen erfolgt und auch gesellschaftspolitische Veränderungen anstrebt. Die Tierethik muss damit in ihrem Zusammenspiel mit Wissenschaft, Politik, Medien und Wirtschaft betrachtet werden. Vgl. dazu H. Grimm, „Benthams Erben und ihre Probleme – Zur Selbstreflexion einer Ethik der Mensch-Tier-Beziehung“, in: H. Grimm, J. Ostheimer, M. Zichy (Hrsg.), *Was ist ein moralisches Problem? Zur Frage nach dem Gegenstand der Angewandten Ethik*, Freiburg i. B., München 2012, S. 436-475.
- 3 P. Singer, *Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere* (1975), Erlangen 2015.
- 4 T. Regan, *The Case for Animal Rights* (1983), Berkeley, California 2004.
- 5 P. McReynolds, „Overlapping Horizons of Meaning: A Deweyan Approach to the Moral Standing of Nonhuman Animals“, in: E. McKenna, A. Light (Hrsg.), *Animal Pragmatism – Rethinking Human-Nonhuman Relationships*, Bloomington 2004, S. 63-85, hier S. 64.

*moralischer Individualismus* bezeichnet wird und auch heute noch in der Tierethik wirkmächtig ist. James Rachels liefert die Definition des moralischen Individualismus, die der aktuellen Debatte als Referenzpunkt dient:

„Moral individualism is a thesis about the justification of judgments concerning how individuals may be treated. The basic idea is that how an individual may be treated is to be determined, not by considering his group memberships, but by considering his own particular characteristics. If A is to be treated differently from B, the justification must be in terms of A's individual characteristics and B's individual characteristics.“<sup>6</sup>

Bereits Singers bekanntes Werk *Animal Liberation* aus dem Jahre 1975 baut auf diesem Prinzip auf. Singer zufolge liegt die moralisch relevante Eigenschaft eines Wesens darin, dass es empfindungs- oder leidensfähig ist bzw. das Interesse besitzt, nicht zu leiden. Singer zieht daraus die Konsequenz: „Ist ein Wesen nicht in der Lage zu leiden oder Freude bzw. Glück zu erfahren, dann gibt es auch nichts zu berücksichtigen. Die Grenze des Empfindungsvermögens [...] ist die einzige vertretbare Grenze, die wir hinsichtlich der Berücksichtigung der Interessen anderer ziehen können.“<sup>7</sup> Die Leidensfähigkeit ist damit von intrinsischem Wert. Menschen gegenüber Tieren prinzipiell zu bevorzugen sei folglich unzulässig, weil es unserer Auffassung von Gerechtigkeit widerspräche, die darin liege, Gleiches gleich zu behandeln (und Ungleiches ungleich).<sup>8</sup> Zentrales Prinzip hinter Singers Argumentation ist die gleiche Berücksichtigung der Interessen jedes Individuums. Dieser Egalitarismus ist allerdings nicht mit einer absoluten Gleichbehandlung zu verwechseln. Er merkt an:

„Die Ausdehnung des Grundprinzips der Gleichheit über eine Gruppe hinaus auf eine weitere bedeutet nicht, dass wir beide Gruppen genau in der gleichen Weise behandeln oder beiden Gruppen genau die gleichen Rechte gewähren müssen. Ob wir das tun sollten, ist von der Beschaffenheit der Mitglieder dieser beiden

- 6 J. Rachels, *Created From Animals. The Moral Implications of Darwinism*, Oxford 1990, S. 173. Vgl. dazu auch Johann S. Ach, der eine knappere Definition des moralischen Individualismus gibt: „Jedes einzelne Wesen ist nach Maßgabe seiner Interessen gleich zu berücksichtigen“ (J. Ach, *Warum man Lassie nicht quälen darf. Tierversuche und moralischer Individualismus*, Erlangen 1999, S. 43).
- 7 P. Singer, *Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere*, S. 35.
- 8 P. Singer, „Gleichheit für Tiere?“, in: P. Singer, *Praktische Ethik*, Stuttgart 1994, S. 82-114.

Gruppen abhängig. Das Grundprinzip der Gleichheit fordert nämlich nicht die gleiche oder identische Behandlung, sondern die gleiche Berücksichtigung. Die gleiche Berücksichtigung unterschiedlicher Wesen kann aber auch zu unterschiedlicher Behandlung und zu unterschiedlichen Rechten führen.<sup>9</sup>

Gemäß Singers präferenz-utilitaristischer Position ist die Tiernutzung nicht prinzipiell ausgeschlossen. Das von ihm hervorgehobene Prinzip, gleiche Interessen gleich zu berücksichtigen, bringt eine Abwägungsmöglichkeit mit sich. Im Prozess der Abwägung kann unter gewissen Umständen ein entsprechend großer Nutzen auf der Menschenseite z. B. Tierversuche legitimieren.<sup>10</sup> Die gleiche Berücksichtigung von Interessen bei allen leidens- bzw. empfindungsfähigen Lebewesen relativiert sich bei Singer insofern, als er zwischen Personen und solchen Wesen unterscheidet, die bloß empfindungsfähig, aber nicht selbstbewusst, sind.<sup>11</sup> Deshalb meint er, „dass die Tötung eines normalen erwachsenen Menschen, der über ein Bewusstsein seiner selbst verfügt, der in der Lage ist, für die Zukunft zu planen, und der sinnvolle Beziehungen zu anderen hat, schlimmer ist als die Tötung einer Maus, der wahrscheinlich nicht all diese Eigenschaften zukommen.“<sup>12</sup> Obwohl Singers Argument auf einem Egalitarismus aufbaut, demzufolge die Interessen jedes Individuums gleich viel zählen, zeigt sich anhand dieses Beispiels, dass seinem Gedanken auch ein hierarchischer Pathozentrismus zugrunde liegt.

Tom Regans deontologischer Ansatz betont im Unterschied zu Singer den inhärenten Wert von allen Individuen, die *subjects-of-a-life* und somit Mitglied der moralischen Gemeinschaft sind.<sup>13</sup> Während Regan ein „Subjekt eines Lebens“ zunächst als ein Wesen definiert, das z. B. über Bewusstsein, Zukunftsvorstellungen, Wünsche und Erinnerungsvermögen verfügt,<sup>14</sup> spricht er jedoch später davon, dass bereits Empfindungsfähigkeit ein hinreichendes Kriterium dafür ist, um Mitglied der moralischen Gemeinschaft zu sein.<sup>15</sup> Prägend für

9 P. Singer, *Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere*, S. 28.

10 P. Singer, *Practical Ethics* (1980), 3. Aufl., Cambridge 2011, S. 58.

11 Ebd., S. 65 f., S. 74-77, S. 85 f., S. 94-122.

12 P. Singer, *Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere*, S. 46.

13 T. Regan, *The Case for Animal Rights*.

14 Ebd., S. 243-248.

15 T. Regan, „Die Tierrechtsdebatte“, in: Interdisziplinäre Arbeitsgemeinschaft Tierethik Heidelberg (Hrsg.), *Tierrechte. Eine interdisziplinäre Herausforderung*, Erlangen 2007, S. 71-88, hier S. 86-88.

Regans Tierrechtsposition bleibt allerdings das ursprüngliche *subject-of-a-life* Konzept. Entscheidender Punkt für Regan ist, dass der moralische Wert verschiedener Individuen nicht nur die Interessen der Individuen betrifft, wie dies im Utilitarismus der Fall ist: „Was für den Utilitaristen Wert hat, ist die Befriedigung der Interessen eines Individuums, nicht das Individuum, um dessen Interessen es sich handelt.“<sup>16</sup> Regan lehnt damit auch die utilitaristische Aufsummierung der Anzahl und des Ausmaßes der insgesamt erfüllten oder frustrierten Interessen ab. Jene Wesen, die moralisch relevante Eigenschaften aufweisen, dürfen per se nicht als Ressourcen betrachtet werden und eine Verrechnung von Interessen wird kategorisch ausgeschlossen. Regans Tierrechtsposition ist somit auch in dieser Hinsicht gegen Singers Utilitarismus gerichtet, da bei diesem das Wohl eines Einzelnen letztlich dem Wohl der Allgemeinheit geopfert werden könnte. Die Vernunft (und nicht etwa die Sympathie für Tiere) gebiete stattdessen, den gleichen inhärenten Wert aller Subjekte eines Lebens anzuerkennen.<sup>17</sup> Für Regan gilt deshalb: Egal, ob gesunder erwachsener Mensch, behindertes Kind oder Maus, „alle haben inhärenten Wert, alle besitzen ihn gleichermaßen. Und alle haben das gleiche Recht, mit Respekt behandelt zu werden, auf eine Weise behandelt zu werden, die sie nicht auf den Status von Dingen, von Ressourcen für andere reduziert. Mein Wert als Individuum ist unabhängig von meiner Nützlichkeit für Sie. Ihr Wert ist unabhängig von meiner Nützlichkeit für mich. Für beide von uns gilt: Wenn wir den anderen auf eine Art behandeln, die keinen Respekt für den unabhängigen Wert des anderen zeigt, handeln wir unmoralisch, verletzen wir die Rechte eines Individuums.“<sup>18</sup>

Bernard E. Rollin begründet die moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Tieren mit ihrer arteigenen Natur und dem Zweck an sich selbst, der jedes Individuum darstelle. In jedem Individuum verwirkliche sich ein biologischer *Telos*, der z. B. die Bedürfnisse, die Interessen oder das spezifische Schmerzverhalten des jeweiligen Tieres festlegt.<sup>19</sup> Moralisch relevant sind dabei für Rollin die Interessen und Bedürfnisse des einzelnen Tieres, die sich aus dem *Telos*

16 T. Regan, „Wie man Rechte für Tiere begründet“, in: U. Wolf (Hrsg.), *Texte zur Tierethik*, Stuttgart 2008, S. 33-39, hier S. 33.

17 Ebd., S. 39.

18 Ebd., S. 35.

19 B. E. Rollin, *The Unheeded Cry. Animal Consciousness, Animal Pain, and Science* (1989), Oxford 1998, S. 146, S. 203, S. 257, S. 269.

ergeben, aber nicht das Telos an sich. Aus diesem Grund wäre z. B. die Veränderung des arteigenen Telos durch genetische Manipulation nicht zwingend ein moralisches Problem, sondern wiederum nur die Missachtung der daraus resultierenden tierlichen Interessen und Bedürfnisse.<sup>20</sup> Rollin verknüpft diese Überlegungen mit der Forderung, die fundamentalen Rechte von Tieren anzuerkennen, gemäß ihrer Natur bzw. ihrem Telos leben zu können.<sup>21</sup> Nach eigenem Bekennen legt Rollin seiner Grundargumentation aber keine spezielle Moraltheorie zugrunde, die sagt, welche Handlungen gegenüber Tieren richtig oder falsch seien. Stattdessen fokussiert er sich auf ein angeblich von jeder speziellen Moraltheorie unabhängiges Prinzip, das sich darin gründet, „dass es zwischen Menschen und Tieren keinen Unterschied gibt, der dafür relevant wäre, Tiere aus der ethischen Diskussion auszuschließen.“<sup>22</sup> Daran anknüpfend konstatiert er, „dass man unabhängig von der Moraltheorie, die man vertritt, unabhängig von den eigenen Prinzipien des moralisch Richtigen und Falschen, logisch gezwungen ist, diese Theorien und Prinzipien auf Tiere anzuwenden.“<sup>23</sup> Damit meint Rollin nachweisen zu können, „dass Tiere ein sehr grundlegendes Recht haben, ein Recht, das auf einer höheren Stufe steht als jedes besondere Recht, nämlich das Recht, von jeder Person, die moralische Prinzipien hat, als moralisches Objekt behandelt oder berücksichtigt zu werden, unabhängig davon, welche moralischen Prinzipien das möglicherweise sind! Mit einem philosophischen Fachausdruck können wir das als ‚Meta-Recht‘ bezeichnen. Das ist eine andere Art und Weise auszudrücken, dass Tiere Objekte moralischer Rücksicht sind und einen rechtmäßigen Anspruch auf solche Rücksicht haben.“<sup>24</sup>

Ein weiterer Vertreter des moralischen Individualismus ist James Rachels, auf dessen Definition des moralischen Individualismus bereits eingegangen wurde (s. o.). Nach Rachels muss jede Ungleichbehandlung von Menschen und tierlichen Individuen erstens auf

20 B. E. Rollin, „On Telos and Genetic Engineering“, in: A. Holland, A. Johnson (Hrsg.), *Animal Biotechnology and Ethics*, London 1998, S. 156-171.

21 B. E. Rollin, *Animal Rights and Human Morality, Revised Edition*, New York 1992.

22 B. E. Rollin, „Moraltheorie und Tiere“, in: U. Wolf (Hrsg.), *Texte zur Tierethik*, Stuttgart 2008, S. 40-50, hier S. 47.

23 Ebd. Ob und inwiefern sich Rollin bezüglich der Abstraktion von spezifischen Moraltheorien im Hinblick auf seinen eigenen interessens- bzw. telosbasierten Ansatz selbst widerspricht, wird offen gelassen.

24 Ebd., S. 48.

einer Berücksichtigung der jeweiligen individuellen Eigenschaften und Interessen beruhen, und zweitens den situativen Kontext beachten.<sup>25</sup> Berücksichtigt werden müsse, welche Eigenschaften in einer bestimmten Situation tatsächlich relevant sind, um Gleich- oder Ungleichbehandlung zu legitimieren. Rachels (und Singers) Ansicht, dass gleiche Interessen gleich stark berücksichtigt werden müssen, führt also nicht zu der Konsequenz, dass Menschen und Tiere in jeder Situation gleich behandelt werden müssen. Wenn moralisch relevante Interessen eines Tieres nicht verletzt werden, ist Ungleichbehandlung durchaus legitim. So erscheint es beispielsweise grundsätzlich plausibel, nur Menschen – und nicht Schimpansen – die Steuerung eines Kraftfahrzeuges zu überlassen. Demgegenüber wäre es im Sinne Rachels aber abzulehnen, empfindungs- oder leidensfähige Tiere z. B. für medizinische Zwecke schmerzhaften Tests zu unterziehen, während man dies nicht mit Menschen tun darf, weil sie Menschen sind. Im ersten Beispiel sind die kognitiven Fähigkeiten für die Frage der Gleichbehandlung relevant, im zweiten Beispiel ist es jedoch die Leidensfähigkeit. Trotz Gleichheitsprinzip hebt Rachels aber vor allem die Verletzbarkeit und moralische Berücksichtigungswürdigkeit jener Individuen hervor, die über ein besonders reichhaltiges geistiges Leben verfügen. Ein reichhaltiges „biographisches Leben“ zu haben sei demnach von größerer moralischer Relevanz als ein weniger reichhaltiges – bzw. relevanter als die Tatsache, bloß am Leben zu sein.<sup>26</sup>

In Anlehnung an Rachels spricht auch Jeff McMahan von der moralischen Relevanz bestimmter individueller Eigenschaften von Tieren.<sup>27</sup> Sich in der moralischen Berücksichtigung eines Lebewesens auf dessen Spezies-Natur zu beziehen sei illegitim, da nur die aktual vorliegenden Interessen und Eigenschaften des Individuums relevant sind. Im Gegensatz zu Rachels geht McMahan allerdings davon aus, dass die individuellen (intrinsischen) Eigenschaften von Tieren nicht die einzigen Gründe für deren moralische Berücksichtigung liefern. Ihm zufolge können bestimmte konkrete Beziehun-

25 J. Rachels, *Created From Animals. The Moral Implications of Darwinism*, Oxford 1990, S. 175-181.

26 Ebd., S. 199.

27 J. McMahan, „Our fellow creatures“, in: *The Journal of Ethics*, 9(3)/2005, S. 353-380.

gen von Menschen zu Tieren („agent-relative reasons“) ergänzende Gründe liefern.<sup>28</sup>

Wie andere moralische Individualisten vertritt auch Gary Francione die Ansicht, dass die gleiche Berücksichtigung von Tieren keine absolute Gleichbehandlung bedeutet. Francione spricht sich zwar für Abolitionismus<sup>29</sup> und Tierrechte aus, aber es geht ihm nicht darum, Tieren die gleichen Rechte wie Menschen zuzusprechen.<sup>30</sup> Er tritt vielmehr für die Anerkennung des seiner Meinung nach fundamentalen Rechts empfindungsfähiger Wesen ein, nicht als das Eigentum von jemand anderem (bzw. als Sache) behandelt zu werden.<sup>31</sup> Anders als Singer oder Rachels hebt er jedoch hervor, dass das Kriterium der Empfindungsfähigkeit eine hinreichende Bedingung für Rechtsansprüche (bzw. einen Personenstatus) ist. Aus diesem Grund lehnt er jede *similar-minds-theory*<sup>32</sup> in der Tierethik ab, in der Tiere nur insofern als moralisch berücksichtigungswürdig gelten, als sie über menschenähnliche Fähigkeiten oder ein reichhaltiges geistiges Leben verfügen. Francione führt also gegen die Idee einer Geistesverwandtschaft an, dass diese einen vermeintlich typisch menschlichen Maßstab voraussetze und somit das eigentlich relevante Kriterium – Empfindungsfähigkeit – verkenne. Die Empfindungsfähigkeit und das damit verbundene Schmerzverhalten haben ihre Relevanz darin, dass sie auf ein Interesse am Weiterleben verweisen, das nach Francione die moralische Berücksichtigungswürdigkeit und einen Rechtsstatus begründet. Francione zieht das Fazit:

„Ob nichtmenschliche Tiere kognitive Fähigkeiten haben, die den unsrigen ähneln oder nicht, mag wissenschaftlich interessant sein; moralisch gesehen ist das aber völlig irrelevant. Wenn wir tierliche Interessen ernst nehmen, bleibt uns nichts anderes als einzugestehen, dass einzig Empfindungsfähigkeit von Belang ist. [...]

28 Ebd., S. 354.

29 Der Abolitionismus bezeichnet eine tierrechtliche Position, nach der Tiere weder als Besitz betrachtet noch als Ressourcen verwendet werden dürfen. Da der Abolitionismus grundsätzlich gegen die Nutzung von Tieren für menschliche Zwecke gerichtet ist, geht dieser auch über Fragen des Tierschutzes hinaus. Als Befreiungsbewegung geht es dem Abolitionismus nicht nur darum, z. B. die Haltungsbedingungen von Tieren zu verbessern, sondern er lehnt die Haltung von Tieren zu menschlichen Zwecken grundsätzlich ab.

30 G. Francione, *Animals as Persons. Essays on the Abolition of Animal Exploitation*, New York 2008, S. 62.

31 Ebd., S. 49 f., S. 145.

32 Ebd., S. 131.

Wir sollten die Theorie der Geistesverwandtschaft vergessen. Sie stiftet lediglich Verwirrung in unserem Nachdenken über die Mensch-Tier-Beziehung und dient bloß dazu, unsere speziesistische Unterdrückung der Tiere aufrechtzuerhalten. Die Bemühungen derer, die sich für Tiere einsetzen, sollten dahingehen, den Veganismus zu fördern und den Eigentumsstatus der Tiere schrittweise abzubauen.“<sup>33</sup>

Der so an verschiedenen Beispielen demonstrierte moralische (bzw. normative oder ethische) Individualismus in der Tierethik entspricht unserem heutigen „moralischen Common Sense“<sup>34</sup> und gilt vielen Autoren als einzig legitime Grundlage für unseren Umgang mit menschlichen und nicht-menschlichen Tieren.<sup>35</sup> Vor allem zwei Aspekte stechen dabei hervor: Erstens, die von allen genannten Autoren geteilte Auffassung, die Anerkennung des moralischen Status eines Individuums liege nicht darin begründet, dass seine Spezies-Natur geschützt werden soll, sondern vielmehr die angenommenen Interessen des Individuums selbst. Zweitens, der von den Autoren geteilte Referenz- und Ankerpunkt für moralische Normen, Werte und Pflichten. Dieser ist kein Kollektiv (z. B. Staat oder Familie), sondern sind immer nur die Individuen, die Teil des Kollektivs sind.<sup>36</sup> An diesem Punkt zeigt sich nach Meinung vieler Autoren der Zusammenhang von Moral und Ethik mit bestimmten politischen Theorien und wissenschaftlichen Paradigmen. Nach übereinstimmender Auffassung gründen sich die Annahmen des moralischen Individualismus in „unserem neuzeitlichen Gerechtigkeitsempfinden“<sup>37</sup> bzw. stehen in einem Naheverhältnis

33 G. Francione, „Empfindungsfähigkeit, ernst genommen“, in: F. Schmitz (Hrsg.), *Tierethik. Grundlagentexte*, Berlin 2014, S. 153-175, hier S. 173-175.

34 K.-P. Rippe, „Darwin und die zwei Gesichter des ethischen Individualismus“, in: H.-U. Reyer, P. Schmid-Hempel (Hrsg.), *Darwins langer Arm – Evolutionstheorie heute*, Zürich 2011, S. 189-200, hier S. 198. Die möglichen Gründe, warum sich der moralische Individualismus auf diese Weise durchgesetzt hat, können hier nicht diskutiert werden.

35 Vgl. z. B. K.-P. Rippe, „Darwin und die zwei Gesichter des ethischen Individualismus“; J. Ach, *Warum man Lassie nicht quälen darf. Tierversuche und moralischer Individualismus*; D. von der Pfordten, „Five Elements of Normative Ethics – A General Theory of Normative Individualism“, in: *Ethical Theory and Moral Practice*, 15 / 2011, S. 449-471.

36 D. von der Pfordten, „Five Elements of Normative Ethics – A General Theory of Normative Individualism“, S. 454; K.-P. Rippe, „Darwin und die zwei Gesichter des ethischen Individualismus“, S. 190.

37 K.-P. Rippe, „Darwin und die zwei Gesichter des ethischen Individualismus“, S. 198.

zum Liberalismus.<sup>38</sup> Darüber hinaus verweisen moralische Individualisten nicht selten auf die Darwin'sche Evolutionstheorie, um ihre normativen Annahmen im Umgang mit Tieren zu plausibilisieren<sup>39</sup> – was allerdings nicht zwangsläufig einen naturalistischen Fehlschluss in deren Argumenten impliziert. Die Nähe zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Tieren (Kontinuitätsthese) liefere auf Basis empirisch-naturwissenschaftlicher Fakten lediglich stützende Gründe für die ethische Argumentation.<sup>40</sup> Das Vorliegen von Schmerzrezeptoren bei bestimmten Tieren rechtfertigt beispielsweise die Annahme eines ähnlichen morphologischen Aufbaues bei verschiedenen Typen von Lebewesen. Sofern damit auch ähnliche physiologische Funktionen vorliegen, ist es legitim, von ähnlichen physiologischen Schmerzreaktionen und ähnlichen Schmerzempfindungen auszugehen. Sofern sich nun etwa aus ähnlichen Schmerzempfindungen bei Tieren und Menschen eine ähnliche Interessenslage ableiten lässt, der zufolge auch Tiere das Interesse besitzen, von unerwünschten, schmerzhaften Zuständen befreit zu sein, kann auf eine moralische Relevanz dieses Interesses geschlossen werden. Die Berufung auf vorhandene Schmerzrezeptoren steht damit in diesem Fall am Anfang des ethischen Arguments, empfindungsfähige Tiere nicht verletzen zu dürfen.

Aus diesem Grund wird innerhalb des moralischen Individualismus zuweilen Folgendes betont: Weil empirische Fakten nur stützende Gründe für moralische Berücksichtigung liefern, sei der moralische Individualismus auch nicht mit einem ethischen Naturalismus bzw. einem strengen Werte-Realismus gleichzusetzen.<sup>41</sup> Der moralische Individualismus sei inkompatibel mit der Annahme von objektiven Werten, die völlig unabhängig von menschlichem Zutun sind.<sup>42</sup> Ethische Argumente benötigen dieser Annahme nach deshalb nicht nur den Rückgriff auf empirische Fakten, die in sich

38 D. von der Pfordten, „Five Elements of Normative Ethics – A General Theory of Normative Individualism“, S. 453.

39 Vgl. z. B. J. Rachels, *Created From Animals. The Moral Implications of Darwinism*; J. McMahan, „Our fellow creatures“, S. 371; G. Francione, *Animals as Persons. Essays on the Abolition of Animal Exploitation*, S. 55; K.-P. Rippe, „Darwin und die zwei Gesichter des ethischen Individualismus“.

40 K.-P. Rippe, „Darwin und die zwei Gesichter des ethischen Individualismus“, S. 194 f.

41 Ebd.

42 D. von der Pfordten, „Five Elements of Normative Ethics – A General Theory of Normative Individualism“, S. 453.

Werte darstellen und moralische Verpflichtungen schaffen würden, sondern auch das (Zu- oder An-)Erkennen von Werten durch Menschen. Sofern es im moralischen Individualismus (vermeintlich) universalisierbare Urteile über richtige und falsche Handlungen gibt, empirische biologische „Fakten“ für die Argumente benötigt werden und konkrete Kriterien für die Schutzwürdigkeit festgelegt sind, ist fraglich, wie er sich tatsächlich vom Anspruch auf Objektivität und Neutralität lossagen kann oder will. Dies gilt v. a. für Objektivität im Sinne von Verbindlichkeit von Argumenten, die nicht bloß auf Neigungen und Vorlieben des Argumentierenden basieren, sowie für Neutralität verstanden als Unvoreingenommenheit bzw. Unparteilichkeit. Darunter fällt z. B. die angenommene Konsequenz, den Speziesismus zu überwinden.<sup>43</sup> Singer beschreibt diesen als „ein Vorurteil oder eine Haltung der Voreingenommenheit zugunsten der Interessen der Mitglieder der eigenen Spezies und gegen die Interessen der Mitglieder anderer Spezies.“<sup>44</sup>

Singer und Katarzyna de Lazari-Radek bezeichnen den Objektivismus in der Ethik sogar dezidiert als richtig und angemessen. Objektivität bedeute u. a., normative Gründe für eine Handlung anzuerkennen, ohne für diese Handlung auch zwingend eine Neigung verspüren bzw. die Handlung selbst wollen zu müssen.<sup>45</sup> Ethik sei Singer zufolge insofern universell, nicht weil jedes ethische Urteil auf alle Situationen anwendbar ist, sondern weil man als Ethiker den universalen Standpunkt des unparteiischen oder idealen Beobachters einnimmt.<sup>46</sup> Allerdings räumt Singer ein, dass die Unparteilichkeit und Universalisierbarkeit (bzw. das Fällen eines universalisierbaren Urteils) darin besteht, von der eigenen Position zu abstrahieren, um sich in die Position all jener zu versetzen, die von den eigenen Handlungen betroffen sind.<sup>47</sup> Normative Gründe für bestimmte Handlungen seien objektiv,<sup>48</sup> auch wenn normative

43 Der Begriff Speziesismus wurde erstmals von Richard Ryder in Analogie zum Rassismus verwendet. Vgl. R. Ryder, „Experiments on animals“, in: S. Godlovitch, R. Godlovitch, J. Harris (Hrsg.), *Animals, Men and Morals*, New York 1972, S. 41-82.

44 P. Singer, *Animal Liberation*, S. 33.

45 K. Lazari-Radek, P. Singer, *The Point of View of the Universe*, Oxford 2014.

46 P. Singer, *Practical Ethics*, S. 11.

47 P. Singer, „Reply to Narveson“, in: J. A. Schaler (Hrsg.), *Peter Singer Under Fire. The Moral Iconoclast Faces His Critics*, Peru, Illinois 2009, S. 488-497, hier S. 496.

48 K. Lazari-Radek, P. Singer, *The Point of View of the Universe*, S. x.

Wahrheiten keine natürlichen Fakten über die Welt liefern.<sup>49</sup> Die Ablehnung eines starken Werte-Realismus und der Anspruch auf Objektivität schließen sich demnach nicht aus. Singer und Lazari-Radek plädieren für das Einnehmen eines „Standpunkts des Universums“ in der Ethik, um ethisch rational argumentieren zu können.<sup>50</sup> Dieser objektive und unvoreingenommene Standpunkt beinhaltet die Erkenntnis, dass das Wohl eines Individuums nicht wichtiger ist als das Wohl eines anderen Individuums.<sup>51</sup> Der Anspruch auf Objektivität oder Unvoreingenommenheit bildet in Kombination mit der Anerkennung der moralischen Relevanz empirisch-biologischer Fakten ein wichtiges Moment im moralischen Individualismus. Dies trifft vor allem auch auf den Anspruch einer rationalen Argumentation in der Ethik zu, wie er z. B. in Verweisen auf die menschliche Vernunft<sup>52</sup> oder auf logisch zwingende Gründe<sup>53</sup> hinter ethischen Prinzipien deutlich wird. Wir werden auf die Frage der Objektivität im moralischen Individualismus in Abschnitt 3 zurückkommen.

### 3. Gegenpositionen und Erweiterungen des moralischen Individualismus

Der Grundgedanke des moralischen Individualismus, die moralische Berücksichtigung von Tieren an das Vorliegen von bestimmten Eigenschaften zu binden, findet auch Kritik innerhalb der Tierethik. Eine frühe Gegenstimme ist Cora Diamond, die der Frage nachgeht, inwiefern menschliche Praktiken, und nicht der Bezug auf bestimmte tierliche Eigenschaften, unseren Umgang mit Tieren bestimm-

49 Ebd., S. xiii.

50 K. Lazari-Radek, P. Singer, *The Point of View of the Universe*; P. Singer, *Animal Liberation*, S. 31; P. Singer, *Practical Ethics*, S. 11.

51 Das entsprechende Zitat lautet: „[...] our enhanced reasoning abilities make it more likely that we will take the point of the universe, and begin to see that the good of any one individual is of no more importance than the good of any other“ (K. Lazari-Radek, P. Singer, *The Point of View of the Universe*, S. 379 f.).

52 Vgl. z. B. K. Lazari-Radek, P. Singer, *The Point of View of the Universe*, S. 378-381; T. Regan, „Wie man Rechte für Tiere begründet“, S. 39.

53 B. E. Rollin, „Moraltheorie und Tiere“, in: U. Wolf (Hrsg.), *Texte zur Tierethik*, Stuttgart 2008, S. 40-50, hier S. 47; G. Francione, *Animals as Persons. Essays on the Abolition of Animal Exploitation*, S. 17.

men.<sup>54</sup> Nur wenige Jahre nach dem Erscheinen von Peter Singers *Animal Liberation* kritisiert Diamond Singer dafür, dass er einen wichtigen Unterschied zwischen Menschen und Tieren außer Acht lässt.<sup>55</sup> Ihr zufolge lernen wir im Kontext unseres menschlichen Lebens anhand bestimmter normativ geregelter Praktiken, warum wir z. B. Tiere essen dürfen, nicht aber Menschen. Diese Praktiken sind ihrerseits nicht über Zuschreibungen von vermeintlich moralisch relevanten Eigenschaften wie Empfindungsfähigkeit begründet. Diamond verweist erstens darauf, dass wir tote Menschen nicht essen, obwohl diese nicht mehr empfindungsfähig sind, und zweitens darauf, dass Vegetarier, die aus ethischen Gründen Fleischkonsum ablehnen, auch verunfallte Tiere nicht essen würden. In beiden Fällen kommt kein moralisch relevantes Kriterium im Sinne des moralischen Individualismus zum Tragen. Würde nur das Kriterium der Empfindungsfähigkeit gelten, gäbe es keinen moralischen Grund dagegen, tote Menschen oder verunfallte Tiere zu essen.

Diamond zufolge lernen wir die Bedeutung dessen, was ein Mensch und ein Tier ist, z. B. anhand der Praxis, dass *wir* (Menschen) *sie* (Tiere) essen.<sup>56</sup> Dabei gehe es nicht um biologische Bestimmungen und Fakten, sondern um ein menschliches Leben und Praktiken, die uns Orientierungen geben, bevor wir die Dinge bewusst reflektieren und deren Bedeutung theoretisch erfassen.<sup>57</sup> Denn: „Wenn man das Menschsein als moralisch signifikant auffasst, so beruht das nicht darauf, daß es eine Eigenschaft gebe, die allen Menschen zukomme und die als Grundlage des Interesses am Menschen diene.“<sup>58</sup> Das gemeinsame Menschsein in der gelebten Praxis ist für Diamond moralisch relevant – jedoch nicht deshalb, weil uns Menschen bestimmte positiv fassbare Eigenschaften gemeinsam sind, die Tiere nicht haben.<sup>59</sup> Wir leben demnach unser menschliches Leben nicht, indem wir zunächst über ein uns charakterisierendes Set an Eigenschaften rasonieren, das wir in Folge als Vergleichstableau verwenden, um tierliche Eigenschaften zu er-

54 C. Diamond, „Eating Meat and Eating People“, in: *Philosophy*, 53(206)/1978, S. 465-479.

55 Ebd., S. 468, S. 470 f.

56 Ebd., S. 470.

57 Wie man ergänzen sollte, gilt diese prä-reflexive Orientierung gleichermaßen für Menschen in fleischkonsumierenden wie in vegetarischen Gesellschaften.

58 C. Diamond, *Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie*, Berlin 2012, S. 15.

59 Ebd., S. 14 f., S. 107-148.

fassen. Unser menschliches Leben kann ferner nicht durch ein universalistisches Erklärungsmodell bestimmt werden, das definiert, worin genau dieses menschliche Leben besteht. Diamond spricht davon, dass wir immer wieder mit einer „Schwierigkeit der Wirklichkeit“ konfrontiert sind, die unsere Konzepte über uns und die Welt aushebelt.<sup>60</sup> Gewisse Erlebnisse versetzen uns etwa in Entsetzen oder Staunen bzw. machen uns sprachlos und überwältigen uns. Insofern ist menschliches Leben stets mit Erfahrungen verbunden, denen gegenüber unsere Erklärungsversuche und unser Verstand scheitern. In dieser Hinsicht sind für Diamond auch Tiere keine Wesen, denen Menschen bloß anhand biologischer Konzepte begegnen. Tiere sind vielmehr nach Diamond einerseits unsere *fellows in mortality*; Wesen also, die Versehrbarkeit und Sterblichkeit mit uns gemeinsam haben (wobei dies keine biologisch-faktische Feststellung ist).<sup>61</sup> Andererseits sind sie Präsenzen, die unser Denken aus der Bahn werfen können.<sup>62</sup> Konzepte über tierliche Eigenschaften, gelernte Handlungsmuster oder ethische Verpflichtungen im Umgang mit ihnen können sich im Angesicht konkreter Umstände der Begegnung mit einem (etwa verwundeten) Tier als nichtig und unbrauchbar herausstellen. Nach Diamond können wir nicht vorab und verbindlich festlegen, welche Reaktion in bestimmten Situationen die richtige ist, weil es keinen im Vorhinein definierbaren Grund gibt, der uns auf universell gültige Weise sagen würde, was wir tun sollen. Diamond hält diesbezüglich fest:

„Sobald wir die Vielfalt der Formen erkennen, die das moralische Denken annehmen kann, erhalten wir zugleich einen gewissen Einblick in die Vielfalt der Wege, auf denen wir versuchen können, unser Denken so einzustellen, daß es auf die Realität anspricht. Es gibt nicht die *eine* Möglichkeit, Hirngespinnsten zu entgehen, nicht die *eine* Möglichkeit, klar zu sehen, was existiert und so beschaffen ist, daß das moralische Denken darauf ansprechen müßte.“<sup>63</sup>

An dieser Stelle zeigt sich deutlich Diamonds ablehnende Haltung gegenüber dem moralischen Individualismus, der ja gerade darum bemüht ist, übergreifende und verlässliche Kriterien festzu-

60 C. Diamond, „The Difficulty of Reality and the Difficulty of Philosophy“, in: S. Cavell, C. Diamond, J. McDowell, I. Hacking, C. Wolfe (Hrsg.), *Philosophy & Animal Life*, New York 2008, S. 43-89.

61 C. Diamond, „Eating Meat and Eating People“, S. 474.

62 C. Diamond, „The Difficulty of Reality and the Difficulty of Philosophy“, S. 74.

63 C. Diamond, *Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie*, S. 20.

legen, um richtig und falsch zu identifizieren. Singers und Lazari-Radeks Rede von einem in der Ethik zu wählenden Standpunkt des Universums ist dafür paradigmatisch. Diamond kommentiert diesen Anspruch an die Ethik, von der eigenen Position zu abstrahieren, um einen universellen, unparteiischen Standpunkt anzunehmen, kritisch: „Die rationale moralische Reflexion setze voraus, daß man im Verhältnis zu solchen von der Erfahrung geprägten Formen des Bewußtseins eine gewisse Distanz wahrt; die Freiheit des moralischen Akteurs sei von der Fähigkeit zu dieser Distanz abhängig.“<sup>64</sup> Der Anspruch nach einem universellen, unparteilichen Standpunkt und Objektivität unterliegt aber nach Diamond dem Irrtum, Ethik und Moral als ein Feld rein kognitiv-rationaler Urteile zu betrachten.<sup>65</sup> Erstens jedoch gäbe es nicht nur eine einzige Weise des moralischen Denkens (z. B. im Sinne rationalen Argumentierens), und zweitens sei es nicht möglich, einen neutralen Standpunkt einzunehmen, der Objektivität und Universalität garantiert. Nach Diamonds Verständnis ist das Sein des Menschen, sein Charakter und alle Formen des Bewußtseins von moralischer Natur; unser Denken ist ständig „moralistisch“, wie Diamond unter Bezugnahme auf Iris Murdoch hervorhebt.<sup>66</sup> Dies bedeutet, dass ethisches Denken nicht nur darin besteht, dass „wir über faktisches Sosein urteilen.“<sup>67</sup> Die Werte, auf die wir uns beziehen und die unser praktisches Leben definieren, sind nicht einfach Gegenstände (unserer Reflexionen) neben anderen, da sie bereits in unseren Praktiken wirksam sind, bevor wir rational zu argumentieren beginnen.<sup>68</sup> Vernunft und Unparteilichkeit von der Ethik zu verlangen, „kann für Diamond konsequenterweise nicht heißen, alle menschlich-kontingenten Reaktionsweisen zu suspendieren und nach Argumenten, die auch vernunftbegabte Marsmenschen überzeugen könnten, Ausschau zu halten.“<sup>69</sup>

64 Ebd., S. 217.

65 C. Diamond, „We are Perpetually Moralists‘: Iris Murdoch, Fact, and Value“, in: M. Antonaccio, W. Schweiker (Hrsg.), *Iris Murdoch and the Search for Human Goodness*, Chicago 1996, S. 79-109.

66 Ebd., S. 102 f.

67 C. Diamond, *Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie*, S. 310.

68 C. Diamond, „We are Perpetually Moralists‘: Iris Murdoch, Fact, and Value“, S. 108 f.

69 C. Ammann, A. Hunziker, „Ethik in einem realistischen Geist. Zu Cora Diamonds moralphilosophischen Arbeiten“, in: C. Diamond, *Menschen, Tiere und Begriffe. Aufsätze zur Moralphilosophie*, Berlin 2012, S. 313-329, hier S. 323.

Einen ähnlichen Punkt macht Alice Crary in ihrem Essay *Minding What Already Matters: A Critique of Moral Individualism*<sup>70</sup> deutlich. Wie bereits der Titel suggeriert, sind ethische Argumente für Crary nicht nur das bloße Resultat rationaler Urteilskraft, sondern bestimmte Werte und Ideale prägen das Denken bereits vor theoretischen Reflexionen und konkreten Argumenten. In diesem Sinne argumentieren moralische Individualisten für etwas, das ihr Denken ohnehin bereits im Vorfeld strukturiert. Wie Crary meint, geht die ethische Orientierung gegenüber anderen Menschen (und Tieren) der Identifizierung ihrer Eigenschaften voraus.<sup>71</sup> Gesellschaftliche Praktiken und Reaktionsweisen zählen für den Einzelnen schon bevor dieser die Gründe dafür theoretisch erfassen kann. So werde z. B. die Reaktion auf Ausdruck von körperlichem Schmerz erlernt, bevor ein Kind über biologische Fakten reflektiert. Nach Crary lernt ein Kind zunächst, wie andere Menschen auf (ihre) körperliche(n) Ausdrücke reagieren, und aus diesem Verhalten anderer wird sich erst nachträglich ein Verständnis von Schmerz bilden. Schmerz ist somit nicht nur ein biologisches Faktum, sondern er ist mit einer bestimmten Rolle in der Gesellschaft sowie bestimmten Reaktionsweisen und Erwartungen verbunden. Normative Wirksamkeiten sind somit nicht erst eine Frage bewussten Verstehens. Die Praxis in einer Gesellschaft sowie die performative Verwendungsweise von Begriffen bestimmt im Vorfeld, wie wir körperliche Ausdrücke und Schmerz bewerten. Anders gesagt, „Schmerz“ ist kein neutraler Begriff.<sup>72</sup> Crary stimmt mit dem moralischen Individualismus darin überein, dass Tiere an sich einen Wert bzw. einen moralischen Status haben (sie bezeichnet dies als „ethical view of animals“). Was sie am moralischen Individualismus aber ablehnt, ist die Tatsache, dass hier der moralische Status von Tieren an deren Eigenschaften festgemacht wird. Ihr zufolge kann man Tiere als moralisch relevant ansehen, indem man sie als solche, unabhängig von bestimmten Eigenschaftszuschreibungen, respektiert.<sup>73</sup> Die ethische Orientierung gegenüber Tieren ist demnach als

70 A. Crary, „Minding What Already Matters. A Critique of Moral Individualism“, in: *Philosophical Topics*, 38(1)/2010, S. 17-49.

71 Ebd., S. 24.

72 Ebd., S. 25 f.

73 Ein entsprechendes Zitat hierzu lautet: „The sorts of ethical orientations that I am discussing are orientations we are right to adopt, not toward individual animals insofar as they possess certain specific capacities, but toward animals understood as the kinds of creatures they are“ (ebd., S. 40 f.).

die Voraussetzung, nicht nur als das Resultat ethischer Argumente zu sehen – da sie als gelebte Praxis zu verstehen ist.

Mary Midgleys multikriterieller<sup>74</sup> Ansatz wendet sich gegen die ihrer Meinung nach unzulässigen Vereinfachungen in ethischen Argumenten bzw. gegen Standardisierungen in unseren moralischen Beziehungen zu Tieren.<sup>75</sup> Damit trifft sie ins Herz der Argumentation des moralischen Individualismus. Midgley zufolge gibt es in moralischen Fragen keine einfachen Antworten, wie sie etwa Utilitaristen (z. B. Peter Singer) geben.<sup>76</sup> Wir müssten stattdessen komplexe lebensweltliche Kontexte bzw. verschiedene Arten moralischer Ansprüche und Prinzipien in Rechnung stellen, die sich zum Teil auch überlappen können. Solche Ansprüche, die unseren Umgang mit Tieren bestimmen, beruhen beispielsweise auf Nähe/Verwandtschaft, Bewunderung, Gerechtigkeit, Verantwortlichkeit, Mitgefühl oder Dankbarkeit.<sup>77</sup> Hinsichtlich dieses Punktes merkt Midgley an:

„Es gibt offensichtlich keine einfache Formel zur Bestimmung des Vorrangs unter diesen verschiedenen Ansprüchen, und Moralphilosophien wie der Utilitarismus, die versuchen, die Aufgabe einfach aussehen zu lassen, können uns nur hinters Licht führen. Jede Kultur und jedes Individuum muss einen Orientierungsplan, ein ziemlich komplexes Prinzipiensystem ausarbeiten, um diese Art von Ansprüchen untereinander in Beziehung zu setzen; dies tun sie auch.“<sup>78</sup>

Es existiert demnach kein argumentativer Ankerpunkt in Ethik und Moral, der den Umgang mit Tieren anhand eines einzelnen Kriteriums zu normieren im Stande ist. Midgley argumentiert damit auch gegen ein Denkmodell, das von einem zu erweiternden Kreis schutzwürdiger Wesen ausgeht. Diese weitverbreitete Idee der Gliederung moralisch relevanter Entitäten in einer Reihe von konzentrisch angeordneten Kreisen, in deren Mitte das Zentrum moralischer Berücksichtigungswürdigkeit steht, und die durch neue Kreise erweitert werden kann, vereinfache viel zu sehr.<sup>79</sup> Als

74 Wir verwenden Ursula Wolfs Kategorisierung Midgleys als multikriteriellen Ansatz. Vgl. U. Wolf (Hrsg.), *Texte zur Tierethik*, Stuttgart 2008, S. 19, S. 150.

75 M. Midgley, *Animals and Why they Matter* (1984), Athens 1998.

76 Ebd., S. 28-30.

77 Ebd., S. 30-32.

78 M. Midgley, „Die Begrenztheit der Konkurrenz und die Relevanz der Spezieszugehörigkeit“, in: U. Wolf (Hrsg.), *Texte zur Tierethik*, S. 150-163, hier S. 159.

79 M. Midgley, *Animals and Why they Matter*, S. 28-31.

einfachstes Beispiel für diese Kritik verwendet sie eine Figur, die aus zwei konzentrisch angeordneten Kreisen besteht; der innere Kreis bezeichnet das Feld „Wir“; der äußere Kreis das Feld „Sie“.<sup>80</sup> Überträgt man diese von Midgley kritisierte Figur beispielsweise auf Singers Begründung moralischer Berücksichtigungswürdigkeit, dann ergibt sich folgendes Bild: Ein äußerer Kreis beinhaltet alle Wesen, die leid- bzw. empfindungsfähig sind; ein innerer Kreis alle Wesen, die neben Leidensfähigkeit auch über Selbstbewusstsein verfügen. Diese Anordnung spiegelt damit die oben benannte Hierarchie innerhalb des pathozentrischen Kriteriums wider. Darüber hinaus übersieht dieses Modell Midgley zufolge, dass in anderen Kontexten statt der Empfindungsfähigkeit möglicherweise andere Merkmale und Kriterien für moralische Berücksichtigung relevant sein können. Da eine simple Erweiterung des Kreises dieses grundsätzliche Problem nicht lösen würde, sei das Modell zu verwerfen.

Midgley weist ferner den Vorwurf zurück, dass eine speziesistische Voreingenommenheit stets als irrationales Diskriminieren von Tieren zu verstehen sei (ein Argument, das viele moralische Individualisten vorbringen). Nahestehende Wesen (andere Menschen etwa) moralisch zu bevorzugen, sei in vielen Fällen durchaus nachvollziehbar, auch wenn die Ansprüche von Menschen nicht durchgängig über die Ansprüche von Tieren gestellt werden dürften.<sup>81</sup> Zusätzlich versucht Midgley klar zu machen, inwiefern die Analogie zwischen Rassismus und Speziesismus unzulänglich ist. Die Unterscheidungen, die im Rassismus getroffen werden, seien trivial, während dies auf die Unterscheidungen innerhalb des Speziesismus nicht zutrefte.<sup>82</sup> Wichtig ist Midgley aber dennoch, (speziesistische) Vereinfachungen im Nachdenken über Tiere zu vermeiden. So wendet sie beispielsweise ein, dass evolutionstheoretisch gefärbte Reden von natürlicher Selektion und einem Wettbewerb verschiedener Spezies um limitierte Ressourcen ein künstliches Bild von Spezies-Barrieren schafften, die – wenn auf reduktionistische Weise betrachtet – so eigentlich nicht existierten. Auch das ähnlich strukturierte *life-boat* Modell, ein in der Tierethik gängiges Gedankenexperiment, demzufolge man sich entscheiden muss, welche Individuen in einer Gefahrensituation „ins Boot“ der moralisch zu berücksichtigenden Wesen dürfen, und welche nicht, ginge

80 Ebd., S. 29.

81 Ebd., S. 25 f., S. 98-111.

82 Ebd., S. 100.

an der Realität vorbei.<sup>83</sup> Sowohl das Rettungsboot-Modell als auch die Rede von evolutionärem Wettbewerb um Ressourcen diene lediglich dazu, eine Abgrenzung zwischen Menschen und Tieren zu schaffen, in der Tiere bei moralischen Entscheidungen automatisch den Kürzeren ziehen.<sup>84</sup> Dagegen meint Midgley erstens, dass wir in Wirklichkeit fast nie in einer dilemmatischen Rettungsboot-Situation sind, in der nur eine Lösung vorhanden wäre, um das Problem zu lösen (etwa die Entscheidung einen Hund über Bord zu werfen, damit die Menschen überleben können). Zweitens sei der evolutionäre Wettbewerb zwischen verschiedenen (Individuen einer) Spezies nicht das einzige Prinzip, das existiere, weil es z. B. auch gegenseitige Abhängigkeiten gibt.

Die Tugendethik von Rosalind Hursthouse knüpft an Midgleys Kritik gegen Vereinfachungen in ethischen Argumenten an. Um dies zu verdeutlichen, problematisiert Hursthouse den Begriff des moralischen Status, den sie für die Moralphilosophie als überflüssig erachtet.<sup>85</sup> Der Begriff des moralischen Status nehme auf reduktionistische Weise eine Disjunktion zweier Klassen von Wesen vor: Jene, die einen solchen Status besitzen, und solche, die ihn nicht besitzen.<sup>86</sup> Die Schutzwürdigkeit und der moralische Status von Tieren ist dabei nur insofern gewährleistet, als die Tiere bestimmte – als moralisch relevant ausgewiesene – Merkmale mit jenen Wesen teilen, die sich bereits im Kreis der Schutzwürdigen befinden. Ähnlich wie Midgley spricht sich Hursthouse damit gegen ein Exklusionsmodell in der Tierethik aus. Wie Hursthouse darlegt, wird der moralische Status anhand von bestimmten Merkmalen und Eigenschaften bestimmt – genannt sei etwa die Empfindungsfähigkeit. Da aber beispielsweise im Falle von Singer und Regan neben Empfindungsfähigkeit auch weitere Merkmale angeführt werden, um *life-boat* Szenarien – etwa die moralische Entscheidung von Mensch versus Hund – zu lösen, bringe genau betrachtet erst die zusätzliche Unterscheidung von Personen und Nicht-Personen die Antwort (der Hund als Nicht-Person ‚geht über Bord‘, um die menschlichen Personen zu retten). Der Fokus auf einen geringeren moralischen

83 Ebd., S. 19-21, S. 24 f.

84 Ob die Verwendung des Rettungsboot-Modells in ethischen Argumenten tatsächlich in jedem Fall solch eine Problematik aufwirft, sei dahingestellt.

85 R. Hursthouse, „Virtue Ethics and the Treatment of Animals“, in: T. L. Beauchamp, R. G. Frey (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Animal Ethics*, Oxford, New York 2011, S. 119-143.

86 Ebd., S. 120 f.

Status hat jedoch die Konsequenz, dass im Rettungsboot-Szenario ebenso Menschen mit geistigen Behinderungen oder Babys geopfert werden können, da sie die relevanten Kriterien für moralische Berücksichtigung nicht erfüllen (Personenstatus).<sup>87</sup> Dagegen hält Hursthouse fest, dass im Rettungsboot-Szenario der Personenstatus durch ein weiteres Kriterium übertrumpft wird, das eben gerade Nicht-Personen wie Babys auszeichnet: der Anspruch auf Schutz und Fürsorge.<sup>88</sup> Mit diesem Einwand will Hursthouse weder Empfindungsfähigkeit und Personenstatus als moralisch irrelevant aus der Entscheidung ausklammern, noch will sie einen möglichen Fürsorgeanspruch über andere Merkmale stellen. Ihr Punkt ist vielmehr gegen solche ethischen Ansätze gerichtet, die eine begrenzte und fixierte Menge von Prinzipien formulieren, in der die moralische Relevanz von Lebewesen an festgelegte Merkmale geknüpft ist. Wie Midgley bemüht sich Hursthouse um einen Zugang zur Tierethik, der pluralistisch und kontextoffen ist.<sup>89</sup>

Als Alternative zu utilitaristischen oder deontologischen Ansätzen, die im Sinne des moralischen Individualismus argumentieren, bietet Hursthouse einen tugendethischen Ansatz an, in dem der Umgang mit Tieren anhand von Tugenden und Lastern geregelt wird. Hier stehen also nicht moralisch relevante Eigenschaften von Tieren oder abstrakt-reduktionistische Prinzipien im Fokus der Tierethik, sondern die Handlung selbst, die eine (gute) Person ausmacht. Dies bedeutet, dass der Charakter des Handelnden, sein Lebenskontext, seine Beziehungen und Ziele maßgeblich sind, um dessen Umgang mit Tieren zu bewerten. Dennoch verzichtet die Tugendethik nicht auf handlungsanleitende Prinzipien, da sie sogenannten „Tugend-und-Laster-Regeln“ folgt. Als Beispiel nennt Hursthouse die Tugend des Mitgefühls und deren Gegenpol, das Laster der Grausamkeit: Man solle tun, was mitfühlend ist, und unterlassen, was grausam ist.<sup>90</sup> Ein Mensch handelt richtig, wenn er so handelt, wie eine tugendhafte Person typischerweise handeln würde – und dies geschehe zudem aus den richtigen Gründen, nicht etwa aus emotionalen Impulsen heraus.<sup>91</sup> Eine tugendhafte Handlung

87 Ebd., S. 122 f.

88 Ebd., S. 121. An dieser Stelle müsste der Frage nachgegangen werden, wo dieser Anspruch herkommt.

89 Ebd., S. 124.

90 Ebd.

91 Ebd., S. 127.

sei somit für einen tugendhaften Menschen um ihrer selbst willen, in sich, wertvoll.<sup>92</sup> Hursthouse fasst eine tugendhaft handelnde Person als rational auf, allerdings nicht, weil diese Person Gefühle ausklammert, sondern weil Gefühle wie Mitleid durch Nachdenken und Vernunft geformt würden.<sup>93</sup> Tugendhafte Handlungen seien beispielsweise solche, die mutig, gerecht oder rücksichtsvoll sind; lasterhafte Handlungen seien demgegenüber feige, ungerecht oder rücksichtslos (wobei die Tugend nicht nur die einzelne Handlung betrifft, sondern auch den überdauernden Charakter der Person).<sup>94</sup> Die Tatsache, dass dabei unterbestimmt bleibt, in welchen spezifischen Situationen welchen Wesen wie viel moralische Berücksichtigung zuteilwerden soll, gilt in der Tugendethik als Vorteil. Da eine tugendhafte Person erstens nicht nur eine, sondern viele Tugenden aufweise, und zweitens der Lebenskontext der Person berücksichtigt werden müsse, gäbe es auch nicht die *eine* Antwort auf moralische Fragen.

Auch wenn in den Alternativentwürfen zum moralischen Individualismus Verpflichtungen oder Handlungsregeln im Umgang mit Tieren nicht nur an das Vorliegen bestimmter Eigenschaften gekoppelt werden, so impliziert dies nicht, dass unbedingt auch das Grundprinzip des moralischen Individualismus selbst auf kategoriale Ablehnung stößt. Im Ansatz von Clare Palmer etwa geht es nicht darum, Interessens- oder eigenschaftsbasierte Zugänge an sich zu kritisieren, sondern vielmehr darum, einen solchen Zugang zu erweitern.<sup>95</sup> Die Rede vom moralischen Status sowie von moralischer Relevanz bestimmter Eigenschaften wird daher nicht rundweg abgelehnt, sondern um eine zusätzliche Begründungs- bzw. Spezifizierungsebene für die moralische Berücksichtigung von Tieren ergänzt. So spricht Palmer davon, dass in manchen Situationen nur die Eigenschaften eines Tieres dafür entscheidend sind, wie wir uns ihm gegenüber zu verhalten haben. In anderen Situationen und Kontexten hingegen seien Distanz- bzw. Abhängigkeitsbeziehungen eines Tieres zu Menschen bzw. zur menschlichen moralischen Gemeinschaft entscheidend. Um ihren Punkt deutlich zu machen: Palmer bezieht sich auf die Unterscheidung von Wildtieren und domestizierten Tieren, die jeweils spezifische Anforderungen an

92 Ebd.

93 Ebd., S. 128.

94 Ebd., S. 125.

95 C. Palmer, *Animal Ethics in Context*, New York 2010.

unsere ethischen Reflexionen stellten. Menschen hätten gegenüber empfindungsfähigen Tieren grundsätzlich negative Pflichten, die auf einem Nichtschadensprinzip basieren.<sup>96</sup> Sowohl Wildtieren als auch domestizierten Tieren dürfe demnach kein Schaden zugefügt werden, wenn diese über die moralisch relevanten Eigenschaften verfügen. Beständen jedoch spezielle Beziehungen zu einem Tier, wie dies bei domestizierten Tieren der Fall ist, dann kämen zu den negativen Pflichten noch positive Pflichten hinzu – Menschen müssten sich um die Belange dieser Tiere kümmern („duties to assist“). Dies liege hauptsächlich darin begründet, dass Menschen für die Existenz von domestizierten Tieren verantwortlich seien. Im Falle von Wildtieren verkompliziere sich der Sachverhalt. Da Menschen normalerweise nicht dafür verantwortlich sind, wie (und dass) Wildtiere leben, gebe es auch keine positiven Pflichten ihnen gegenüber; die Distanz zu den Tieren sei somit hinsichtlich unserer Pflichten ihnen gegenüber von moralischer Relevanz (so wie umgekehrt die Nähe zu domestizierten Tieren).<sup>97</sup> Sobald jedoch Menschen in irgendeiner Form in das Leben von Wildtieren eingreifen, etwa, indem negative Pflichten verletzt werden oder den Tieren Zugang zu deren natürlichem Habitat verwehrt wird (etwa durch Bauwerke), entstünden auch hier positive Pflichten.<sup>98</sup>

Elisabeth Anderson setzt sich wie Palmer für einen erweiterten Blick auf unseren Umgang mit Tieren ein, indem sie nicht nur bestimmte individuelle Eigenschaften als Maßstab oder Kriterium für moralische Berücksichtigung nimmt.<sup>99</sup> Auch Anderson lehnt somit den moralischen Individualismus nicht grundsätzlich ab, sondern kritisiert lediglich dessen Reduktionismus. Andersons Ausgangspunkt ist die Annahme einer Pluralität von Werten, die in Zusammenhang mit lebensweltlichen Bedingungen und anderen Hintergründen stehen.<sup>100</sup> Neben den intrinsischen Eigenschaften eines tierlichen Individuums (etwa dessen Empfindungsfähigkeit) seien auch die Spezies-Natur (was ist „normal“ bei Individuen einer bestimmten Spezies), die Beziehungen der Tiere zu Menschen sowie die historischen Kontexte zu beachten.<sup>101</sup> Dabei legt Anderson eine

96 Ebd., S. 88 f.

97 Ebd., S. 86, S. 91-95.

98 Ebd., S. 90.

99 E. Anderson, „Animal Rights and the Values of Nonhuman Life“, in: C. R. Sunstein, M. C. Nussbaum (Hrsg.), *Animal Rights*, Oxford 2004, S. 277-298.

100 Ebd., S. 279.

101 Ebd., S. 290.

besondere Emphase auf die Rationalität unserer (affektiven) Reaktionen auf Tiere, um diesen Werte-Pluralismus zu erklären. Die vielfältigen Werte von Tieren entsprächen den vielfältigen Weisen, in denen wir rational auf Tiere reagieren. Diese rationalen Reaktionen lassen sich nach Anderson in drei Gruppen einteilen, die wiederum jeweils Basis für drei unterschiedliche theoretische Positionen seien.<sup>102</sup> Als erste rationale Reaktion nennt Anderson das Mitgefühl: Weil alle empfindungsfähigen Wesen leidensfähig seien, sei es rational, mit jedem empfindungsfähigen Wesen Mitgefühl zu haben, das Leid verspürt; die Position des Tierschutzes entspringe genau aus diesem Mitgefühl heraus. Die nächstgenannte Reaktion ist die des Respekts oder der Achtung gegenüber Tieren hinsichtlich ihrer (individuellen) Perspektiven und Ansprüche; Tierrechtspositionen fußen laut Anderson in diesem rational begründeten Respekt. Die dritte rationale Reaktion sei Staunen und Ehrfurcht gegenüber der Natur oder einzelnen tierlichen Individuen; dies sei die Basis von Naturschutzpositionen. Die Rationalität unserer Einstellungstypen bzw. positiven Reaktionen gegenüber Tieren (etwa Mitgefühl, Respekt und Ehrfurcht) erklärt Anderson damit, dass wir unsere Einstellungen und Reaktionen mit normativen Standards unterfüttern. Diese Standards, die uns sagen, wie wir (gegenüber Tieren) handeln sollen, seien stets auch Teil kritischer Reflexionen, und würden damit gleichsam auf ihre Rationalität und Legitimität hin geprüft werden.<sup>103</sup> Für Menschen könne demnach nur wertvoll sein, was einer rationalen Evaluierung standhalte. Im Sinne von Andersons Werte-Pluralismus gilt somit, dass jede Position – Tierschutz, Tierrecht und Naturschutz – auf einem rationalen Evaluierungsprozess beruht und somit Plausibilität aufweist. Wengleich diese drei Positionen unvereinbar seien und jede Position ihre Stärken und Schwächen habe, seien alle drei in unserem Umgang mit Tieren in Rechnung zu stellen.

#### Defizite und Probleme des moralischen Individualismus

Anhand der bisherigen Ausführungen lassen sich nun einige zentrale Kritikpunkte am moralischen Individualismus verdichtet darstellen. Wie in Abschnitt 2 erwähnt, gibt es innerhalb des mo-

102 Ebd., S. 291-293.

103 Ebd., S. 291.

ralischen Individualismus mitunter eine Ablehnung eines starken Werte-Realismus.<sup>104</sup> Das Zugeständnis, dass menschliche Erkenntnisleistungen und Urteilsvermögen für Moral und Ethik mitentscheidend sind, bleibt hier aber oftmals nur eine leere Geste. Dies zeigt beispielsweise Peter Singers Plädoyer für die Einnahme eines Standpunkts des Universums in der ethischen Argumentation. Mit Bezugnahme auf Steven Pinker meinen Singer und Lazari-Radek, dass die Einnahme dieses objektiven Standpunkts bedeutet, sich von einer unmittelbaren menschlichen Voreingenommenheit zu lösen, um abstrakte und universalisierbare Argumente zu finden. In diesem Zusammenhang weisen Singer und Lazari-Radek auf die Rolle des Gleichheitsgrundsatzes hin: Die Erkenntnis, dass das Wohl keines Individuums über dem Wohl eines anderen Individuums steht, sei Teil einer progressiven Verbesserung des menschlichen Urteilsvermögens im 20. Jahrhundert.<sup>105</sup> Das prototypische rationale und vernünftige Subjekt ist demnach ein moralischer Individualist. Die Kriterien, anhand derer moralische Individualisten ihre Argumente stützen und legitimieren, finden sie dabei bevorzugt im Bereich biologischer Fakten. Wenn dem „Universum“ eine egalitäre Haltung gegenüber allen Individuen zu eigen ist, kommt dem (vermeintlich) objektiv argumentierenden Ethiker jedes wissenschaftliche Paradigma wie gerufen, das diesen Egalitarismus implizit zu bestätigen scheint. Genannt sei hier etwa die evolutionstheoretisch belegte Verwandtschaft von menschlichen und nicht-menschlichen Tieren.

Der Verweis auf biologische Gegebenheiten in ethischen Argumenten (auch abseits von ethischem Naturalismus) erscheint als Teil einer Sichtweise, die das Biologische als neutrales Faktum begreift. Auch wenn das Biologische selbst nicht zwingend als in sich normativ aufgefasst wird, gilt es dabei als der neutrale Bereich, den der urteilsfähige Ethiker nur zu evaluieren braucht, um rationale Schlüsse ziehen zu können. Weil etwa das Vorliegen von Empfindungsfähigkeit sowohl bei menschlichen als auch bei nicht-menschlichen Tieren naturwissenschaftlich unbestreitbar ist, erscheint die Erweiterung der moralischen Gemeinschaft von Menschen auf alle empfindungsfähigen Wesen höchst plausibel. Die genuin ethische Aktivität wäre in diesem Prozess nicht das Erkennen biologischer

104 D. von der Pfordten, „Five Elements of Normative Ethics – A General Theory of Normative Individualism“, S. 453 f.; K.-P. Rippe, „Darwin und die zwei Gesichter des ethischen Individualismus“, S. 192-194.

105 K. Lazari-Radek, P. Singer, *The Point of View of the Universe*, S. 379 f.

Fakten, sondern die argumentative Festlegung der moralischen Relevanz dieser Fakten (z. B. der Empfindungsfähigkeit). Wenn eine Eigenschaft beim Menschen moralisch relevant ist, so zählen auch all jene Tiere moralisch, die diese Eigenschaft ebenfalls besitzen.

Selbst wenn unter Umständen eingeräumt wird, dass der Ethiker keine neutrale Position einnimmt, so scheint er hier dennoch von mutmaßlich biologisch-neutralem Boden aus zu argumentieren. Das ethische Argument erscheint in dieser Hinsicht rational und nicht von spezie-spezifischen Vorurteilen oder Ideologien determiniert zu sein. Dass aber beispielsweise die Annahme, Empfindungsfähigkeit sei moralisch relevant, möglicherweise schon im Vorfeld von einem nicht-neutralen naturwissenschaftlichen Paradigma und einer bestimmten politischen Theorie durchdrungen ist, verliert man dabei leicht aus den Augen (oder man bezeichnet diese Ausgangspunkte als legitime Basis der Reflexion). Der Liberalismus etwa wird sowohl von moralischen Individualisten als auch von Kritikern derselben häufig als Grundlage oder naheliegendes Modell moralisch individualistischer Argumente genannt.<sup>106</sup> Gary Steiner weist etwa darauf hin, dass Tierrechtsansätze wie jene von Regan oder Francione Erben einer liberalistischen Tradition sind.<sup>107</sup> Das Gleichheitsprinzip dient hier als Beispiel: Die gleiche Berücksichtigung der Interessen und des Wohls von Menschen *und* Tieren ist eine Erweiterung der liberalistischen Idee von der Gleichheit aller *Menschen*. Wie Steiner darlegt, ist so z. B. die Klassifizierung von Tieren als Träger von Rechten eine Erweiterung des Personenbegriffs auf Tiere.<sup>108</sup> Diese Erweiterung erweist sich vor allem in einem naturwissenschaftlich gestützten Zusammenhang als plausibel. Die Erweiterung ist vor allem dann plausibel, wenn ethische Argumentationen zusätzlich zur Idee der Gleichheit auch auf der Berücksichtigung bestimmter Fakten über die evolutionsbiologische Nähe von Menschen und Tieren, der Gradualität bestimmter Fähigkeiten, oder einer gemeinsam geteilten Eigenschaft (Empfindungsfähigkeit) beruht. Kann sich eine Argumentation für die moralische Relevanz der Empfindungsfähigkeit z. B. auf das Vor-

106 Vgl. z. B. D. von der Pfordten, „Five Elements of Normative Ethics – A General Theory of Normative Individualism“, S. 453; M. Midgley, „Die Begrenztheit der Konkurrenz und die Relevanz der Spezieszugehörigkeit“, S. 21; C. Diamond, „We are Perpetually Moralists“, Iris Murdoch, *Fact, and Value*, S. 85 f., S. 88; G. Steiner, *Animals and the Moral Community*, New York 2008, S. 99-104.

107 G. Steiner, *Animals and the Moral Community*.

108 Ebd., S. 102.

handensein von Schmerzrezeptoren bei einem Tier stützen, scheint ein erweiterter Gleichheitsgrundsatz unbestreitbar. Ohne hier ins Detail zu gehen, ist der Punkt folgender: Die ethische Argumentation ist bereits von denjenigen Bereichen beeinflusst bzw. bestimmt, auf die sie sich bezieht – im Falle des moralischen Individualismus von naturwissenschaftlichem Denken und liberalistischen Ideen. Die Idee der Gleichheit von Menschen und Tieren hinsichtlich ihrer moralischen Berücksichtigungswürdigkeit ist keine voraussetzungslose Annahme. Ferner sind bereits die zugrunde gelegten biologischen Fakten selbst nicht Teil eines objektiven oder unparteiischen Wissens, wie moralische Individualisten (implizit) annehmen. Das Einräumen einer möglichen Voreingenommenheit der eigenen Position scheint für moralische Individualisten nicht die (angenommene) Objektivität und Universalisierbarkeit ihrer Argumente zu entkräften. Im Gegenteil, diese Voreingenommenheit wird anscheinend nicht als notwendigerweise prekärer Ausgangspunkt von ethischen Argumenten angesehen, sondern als eine kalkulier- und kontrollierbare Gefahr, die im besten Fall sogar nützlich ist. Das Kalkül lautet etwa: Je mehr die menschliche Perspektivität gleichsam durch Vernunft und Rationalität gekennzeichnet ist, desto wahrscheinlicher rücken objektive und universell gültige Argumente in greifbare Nähe. Doch unsere Voreingenommenheit wird nicht einfach von einer rationalen Argumentation „abgelöst“, wie Singer und Lazari-Radek oder Regan<sup>109</sup> annehmen. Die rationale Argumentation ist vielmehr selbst Teil der Voreingenommenheit.

Dies ist ein wichtiger Punkt, auf den auch Diamond hinweist: Moralisches Denken ist nicht nur Basis rationalen Argumentierens, sondern betrifft das menschliche Denken auf vielfältige Weise. Ein unparteiischer „Blick von Nirgendwo“ kann nicht als ideologiefreie Alternative zu speziesistischen Haltungen begriffen werden, da die Behauptung eines solchen Blickes selbst eine ideologische Voreingenommenheit ist. Diamonds Einwand soll freilich nicht all unseren Praktiken im Umgang mit Tieren einen Freibrief verschaffen, sondern zeigt in erster Linie nur auf, dass es nicht die *eine* Art moralischen Denkens oder ethischen Argumentierens gibt. Zumindest in diesem Punkt stimmen Diamond und Crary mit anderen Kritikerinnen des moralischen Individualismus überein, etwa mit Midgley, Hursthouse, Palmer und Anderson. Auch wenn diese Positionen hinsichtlich der Art und Intensität ihrer Kritik gegenüber dem mo-

109 T. Regan, „Wie man Rechte für Tiere begründet“, S. 39.

ralischen Individualismus Unterschiede aufweisen, so weisen doch alle darauf hin, dass ein Reduktionismus in der Ethik zu vermeiden sei, weil es eben keine einfachen Antworten auf moralische Probleme gibt. Darüber hinaus finden sich sowohl bei Diamond und Crary als auch bei Midgley und Hursthouse klare Aussagen über die moralische Relevanz bzw. Nicht-Trivialität der Mensch-Tier-Unterscheidung. Gleichwohl diese Unterscheidung nicht mit einer automatischen Benachteiligung von Tieren einhergehe, könne man nicht, wie im moralischen Individualismus häufig behauptet, einfach von Speziesgrenzen abstrahieren.<sup>110</sup> Darauf weisen etwa Diamond (Bedeutung des menschlichen Lebens) und Midgley (Plausibilität von Bevorzungen der eigenen Spezies) hin.

Ein weiteres Problem innerhalb des moralischen Individualismus ist demnach dessen Tendenz, menschliche Fähigkeiten und Eigenschaften als Maßstab für die moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Tieren zu verwenden. Bereits innerhalb des moralischen Individualismus wird genau an dieser Vorgehensweise Kritik geübt – Francione etwa wendet sich gegen „similar-mind“ Theorien à la Singer. Doch Francione sägt hier bildlich gesprochen den Ast ab, auf dem er selbst sitzt, da sich seine eigene Argumentationsweise strukturell nicht von der Singers, Regans oder Rachels' unterscheidet. Die Struktur dieser Argumente ist dergestalt, dass ein als moralisch relevant ausgewiesenes Merkmal beim Menschen (egal ob kognitive Fähigkeiten oder Empfindungsfähigkeit) zur Basis der Ausweitung moralischer Rücksichtnahme auf andere Tiere wird. In dieser Hinsicht wird zwar ein Speziesismus überwunden, aber nicht eine menschliche Perspektive bzw. eine vom Menschen ausgehende (und auf ihn bezogene) Bewertung dessen, was moralisch relevant sei. Dahingehend kann von einem *nicht-speziesistischen Anthropozentrismus* gesprochen werden.<sup>111</sup> In Franciones Fall wird die Grenze moralischer Berücksichtigungswürdigkeit einfach auf Empfindungsfähigkeit herabgesetzt, ohne eine hierarchisch-pathozentrische Position im Stile Singers einzunehmen. Besonders deutlich zeigt sich die Anwendung eines an menschlichen Erfahrungen orientierten Maßstabs bei Rachels, der die moralische Relevanz

110 Dies gilt zumindest für den tierethischen Utilitarismus, in dem die Zugehörigkeit zu einer Spezies irrelevant ist. Vgl. T. Regan, „Die Tierrechtsdebatte“, S. 82.

111 Vgl. dazu H. Grimm, „Das Tier an sich. Auf der Suche nach dem Menschen in der Tierethik“, in: K.-P. Rippe, U. Thurnherr (Hrsg.), *Tierisch menschlich. Beiträge zur Tierphilosophie und Tierethik*, Erlangen 2013, S. 51-95.

eines Individuums an die Reichhaltigkeit seines geistigen Lebens knüpft. Zu behaupten, die moralische Relevanz bestimmter Eigenschaften sei eine unvoreingenommene oder objektive Feststellung, die nicht aufgrund der Tatsache hervorgehoben wird, dass auch Menschen über diese Eigenschaft verfügen, verkennt dabei wiederum Diamonds Annahme, dass Werte immer schon Teil unserer nur vermeintlich unparteiischen Aufmerksamkeit sind.

#### Defizite und Probleme der anderen Positionen

Neben diesen Einwänden gegen den moralischen Individualismus ergibt sich freilich auch hinsichtlich seiner möglichen Gegenpositionen und Erweiterungen Diskussions- und Kritikpotential. Mögliche Einwände gehen sowohl von moralisch-individualistischen Ansätzen als auch von nicht-individualistischen Ansätzen aus. Auf einige Beispiele sei hier nur überblicksartig hingewiesen, da aus Platzgründen auf eine ausführliche Abhandlung verzichtet werden muss.

Der zentrale Kritikpunkt moralischer Individualisten an Diamonds und Crarys Zugängen zur Tierethik dürfte sein, dass sie uns keine klaren normativen Richtlinien für unseren Umgang mit Tieren an die Hand geben. Was aus Diamonds Perspektive als Vorteil kontextsensitiver Flexibilität angesehen werden kann, gilt so für die „Gegenseite“ als Nachteil der Richtungslosigkeit oder als argumentative Unzulänglichkeit. Darüber hinaus wird Diamonds Hervorhebung der moralischen Relevanz des menschlichen Lebens zum Stein des Anstoßes, um aus der Sicht des moralischen Individualismus den Verdacht des Speziesismus zu erregen.<sup>112</sup> Ein Verdacht, der ferner auch gegenüber Midgley geäußert werden kann, die jedoch den Speziesismus nicht nur als negativ konnotierten Term benützt. Hursthouse, die in Anlehnung an Midgley komplett auf den Begriff des moralischen Status verzichtet und den tugendhaften Menschen ins Zentrum ihrer Überlegungen stellt, mag den Anschein erwecken, als ziele ihre Argumentation nur auf eine Perfektionierung des Menschen ab, nicht aber auf eine Berücksichtigung der Tiere. Bei Palmer tritt unter anderem ein Problem auf, das sie auch selbst

112 Vgl. dazu T. May, „Moral Individualism, Moral Relationalism, and Obligations to Non-human Animals“, in: *Journal of Applied Philosophy*, 31(2)/2014, S. 155-168, hier S. 164.

als solches anspricht: Die von ihr veranschlagten Distanz- und Abhängigkeitsbeziehungen, die unsere negativen und positiven Pflichten gegenüber Tieren begründen, rufen im Falle von domestizierten Tieren die Frage nach einer „Gruppen-Verantwortung“ aller Menschen hervor. Da domestizierte Tiere in einer Abhängigkeitsbeziehung zu Menschen stehen, hätten wir ihnen gegenüber positive Pflichten. Doch sind in diese Verantwortlichkeit auch jene Menschen eingebunden, die gar nicht an der Domestikation, der Haltung oder dem Konsum von Tieren oder tierlichen Produkten teilhaben?<sup>113</sup> Anderson und Hursthouse beschreiben unseren positiven Umgang mit Tieren als etwas, das in einer rationalen Reflexion gründet oder von einer solchen bestätigt wird (ähnlich wie im moralischen Individualismus). Dieses steht im Kontrast zu Diamonds und Crarys Idee einer prä-reflexiven moralischen Orientierung gegenüber Tieren, die bereits vorhanden ist, bevor mögliche Handlungsoptionen durch die Vernunft evaluiert oder als legitim eingestuft werden. Genau diese Annahme einer prä-reflexiven Aufmerksamkeit oder Orientierung kann jedoch wiederum Ziel einer Kritik sein, nach der Ethik genau darin bestehe, sich von einer derartigen Voreingenommenheit zu lösen.

#### 4. Kategorisierung der Positionen

Angesichts der Fülle und Heterogenität der bislang diskutierten Positionen erscheint eine systematische Darstellung hilfreich, um den strukturellen Zusammenhang oder die Unterschiede zwischen den Ansätzen aufzuzeigen. Todd May liefert hinsichtlich des Verhältnisses von moralischem Individualismus zu seinen Erweiterungen und Gegenpositionen eine dienliche Kategorisierung, in welcher der moralische Individualismus mit zwei verschiedenen Formen des moralischen Relationalismus kontrastiert wird: *Assistance Relationalismus* und *Wittgenstein Relationalismus*.<sup>114</sup> Der erste Begriff leitet sich von der von Palmer geäußerten Idee ab, gegenüber bestimmten, den Menschen nahen Tieren Verpflichtungen zu haben

113 C. Palmer, *Animal Ethics in Context*, New York 2010, S. 91, S. 95.

114 T. May, „Moral Individualism, Moral Relationalism, and Obligations to Non-human Animals“.

(„duties to assist“, s. o.); der Wittgenstein Relationalismus verdankt seinen Namen dem Umstand, dass deren Vertreterinnen sich auf Ideen von Ludwig Wittgenstein beziehen. Zentral ist hierbei die Vorgängigkeit gelebter Praxis gegenüber jeglicher theoriegeleiteter Urteilsbildung. Unter die Kategorie des moralischen Individualismus subsummiert May beispielhaft Peter Singer, Tom Regan, James Rachels und Jeff McMahan. Als Vertreterinnen des Assistance Relationalismus nennt May Clare Palmer und Elisabeth Anderson; dem Wittgenstein Relationalismus werden Cora Diamond und Alice Cray zugeordnet. Beiden Formen des Relationalismus ist im Gegensatz zum moralischen Individualismus gemein, dass die moralischen Verpflichtungen gegenüber Tieren durch bestimmte Beziehungen in oder zu einer moralischen Gemeinschaft begründet werden. Allerdings gibt es zwischen beiden Formen des Relationalismus auch wichtige Unterschiede: Im Assistance Relationalismus liefern parallel zu bestimmten Beziehungen – und davon unabhängig – auch Eigenschaften von Tieren Gründe für deren moralische Berücksichtigung. Der Wittgenstein Relationalismus zeichnet sich laut May dadurch aus, dass sich unsere moralischen Beziehungen zu Tieren aus den moralischen Beziehungen zwischen Menschen ableiten.<sup>115</sup>

Wie May meint, ist die strikte Opposition zwischen moralischem Individualismus und moralischem Relationalismus aber unzureichend und bedarf einer Ergänzung. Um das Verhältnis von beiden Positionen besser erfassen zu können, schlägt May vor, die Positionen nicht nur auf die verschiedenen Gründe hin zu untersuchen, die in den jeweiligen Argumenten als Basis moralischer Berücksichtigung dienen (Empfindungsfähigkeit, Subjekt eines Lebens, etc.). Anhand seiner Kategorien von *capacity-based reasons* (CBRs) und *relation-based reasons* (RBRs) will May stattdessen zeigen, dass es nur zwei Typen von Gründen für die moralische Berücksichtigung von Tieren gibt. Die Kategorie der CBRs beinhaltet alle Gründe in der ethischen Argumentation, die auf bestimmte Eigenschaften oder Fähigkeiten eines Tieres abzielen. Moralische Individualisten stützen sich May zufolge hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, auf CBRs. Die Kategorie der RBRs beinhaltet hingegen alle Verpflichtungen, die sich aus der Beziehung zwischen Mitgliedern einer moralischen Gemeinschaft oder eines Tieres zu dieser moralischen Gemeinschaft ergeben.

<sup>115</sup> Ebd., S. 156.

Weil sich May zufolge aber moralische Individualisten und moralische Relationalisten in ihren Argumenten zuweilen sowohl auf CBRs als auch auf RBRs stützen, sei die Unterscheidung zwischen CBRs und RBRs wesentlich klarer als die Unterscheidung zwischen moralischem Individualismus und moralischem Relationalismus. Die Art der Verwendung von CBRs und RBRs entscheidet dabei darüber, wie nahe sich unterschiedliche Positionen in struktureller Hinsicht sind. Bei Palmers und Andersons Argumenten werden einerseits tierliche Eigenschaften als Basis für deren moralische Berücksichtigung angeben, aber andererseits auch relationale Kontexte hervorgehoben. Der Assistance Relationalismus ist dabei strukturell dem moralischen Individualismus ähnlicher als der Wittgenstein Relationalismus. Dies gilt nicht bloß aufgrund der Tatsache, dass er neben RBRs auch CBRs verwendet, sondern weil sich bei diesem Ansatz Verpflichtungen gegenüber Tieren in manchen Situationen einzig auf CBRs stützen.<sup>116</sup> Das zeigt sich z. B. anhand der oben angeführten Begründung Palmers von negativen Pflichten gegenüber empfindungsfähigen Tieren, zu denen keine Beziehung besteht.

Um sein Argument bezüglich der Näheverhältnisse bzw. strukturellen Verwandtschaftsverhältnisse unterschiedlicher Positionen klar zu machen, führt May zusätzlich das Beispiel eines Autors an, der dem moralischen Individualismus diametral entgegengesetzt sei: Carl Cohen.<sup>117</sup> Cohen gibt eine negative Antwort hinsichtlich des moralischen Status von Tieren; er ist der Auffassung, dass nur Menschen Mitglieder der moralischen Gemeinschaft sind, und streitet ab, dass Tiere Träger von Rechten sein können.<sup>118</sup> Für Cohen zählen moralisch nur die Beziehungen zwischen Menschen, und dabei ist es im Zweifelsfall irrelevant, welche andere Merkmale außer Spezieszugehörigkeit ein menschliches Individuum aufweist, um Mitglied der moralischen Gemeinschaft zu sein. In diesem Sinne wäre Cohens Standpunkt gänzlich durch RBRs gestützt, auch wenn

<sup>116</sup> Ebd., S. 158 f.

<sup>117</sup> Ebd., S. 155 f.

<sup>118</sup> Dennoch räumt Cohen Tieren zumindest einen minimalen moralischen Status ein: „Aus der Tatsache, dass Tiere keine Rechte haben, folgt nicht, dass wir mit Tieren alles tun dürfen, was uns gefällt. Ganz gewiss nicht. Wir haben durchaus Pflichten gegenüber Tieren, gewichtige Pflichten – aber diese Pflichten entstehen nicht aus Tierrechten, denn daraus können sie nicht entstehen“ (C. Cohen, „Warum Tiere keine Rechte haben“, in: U. Wolf (Hrsg.), *Texte zur Tierethik*, Stuttgart 2008, S. 51-55, hier S. 55).

May ihn nicht als moralischen Relationalisten kategorisiert. May weist darauf hin, dass Cohens Standpunkt aus Sicht des moralischen Individualismus das Problem aufweise, menschliche „marginal cases“ (geistig Behinderte und Babys) in die moralische Gemeinschaft mitaufzunehmen, während er Tiere (die möglicherweise über hohe geistige Kapazitäten verfügen) ausschließe.<sup>119</sup> Diese Haltung, nach der allein die Zugehörigkeit zur Spezies Mensch die moralische Berücksichtigungswürdigkeit bestimmt, wird meist unter dem Begriff des Speziesismus verhandelt. Ob jedoch der Terminus Speziesismus tatsächlich angemessen ist, um Cohens Position zu problematisieren, sei dahingestellt. Denn der Vorwurf des Speziesismus setzt an dieser Stelle eine Definition des Begriffs voraus, die speziell aus der Sicht des moralischen Individualismus in Probleme und Widersprüchlichkeiten führt. Sofern man aber erstens den Speziesismus nicht nur negativ in Analogie zum Rassismus bestimmt (Midgley vermeidet dies etwa; s. o.), und zweitens Cohens Position nicht am Maßstab des moralischen Individualismus misst (im Sinne dessen eigenschaftsbezogener Kriterien für moralische Berücksichtigungswürdigkeit), bleibt dieser Punkt diskutabel.

Während der Assistance Relationalismus Palmers und Andersons eine strukturelle Nähe zum moralischen Individualismus aufweise, liege laut May der Wittgenstein Relationalismus von Diamond und Crary näher an der Position von Cohen. Dies sei dem Umstand geschuldet, dass im Wittgenstein Relationalismus zwar Tieren ein größerer moralischer Status als bei Cohen zukomme, sich dieser Status aber aus zwischenmenschlichen Beziehungen ableite.<sup>120</sup> Bei der Anwendung auf Diamond und Crary stößt die Kategorisierung Mays auf der Basis von CBRs und RBRs allerdings auf Probleme. May erwähnt, dass der Wittgenstein Relationalismus möglicherweise sein Konzept der CBRs und RBRs aushebelt, weil diesem zufolge jede mögliche Antwort auf die Frage, wer oder was moralischen Status hat, aus einem zugrunde liegenden menschlichen Zusammenleben hervorgeht; demnach leiten wir den moralischen Status von Tieren weder aus den Eigenschaften von Tieren noch aus konkreten Beziehungen zu Tieren ab.<sup>121</sup> Unserer Meinung nach bedeutet dies: Bevor wir uns auf RBRs oder CBRs in der Begründung

eines moralischen Status von Tieren beziehen können, stehen wir je schon im Kontext eines bestimmten menschlichen Zusammenlebens, das durch Gewohnheiten, Praktiken und Werte vorreflexiv bestimmt ist. Mit anderen Worten, RBRs und CBRs sind kein übergeordnetes duales Kategorienpaar, sondern leiten sich beide aus einem kulturell geprägten menschlichen Lebenskontext ab. May meint jedoch, dass letztlich auch Diamonds und Crarys Zugang durch RBRs und CBRs geleitet werde.<sup>122</sup> Angesichts von Diamonds Betonung der moralischen Relevanz des menschlichen Lebens erscheint es aber im Sinne Mays angemessen, hier von RBRs zu sprechen. Dennoch sei angemerkt, dass Mays Begriff von „relation“ (oder „relationship“) nicht völlig angemessen ist um die Konzeption Diamonds zu charakterisieren, da May damit eher faktische Beziehungen zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und Tieren anvisiert. May geht davon aus, dass es Begegnungen mit anderen Menschen oder Tieren gibt, in denen jenseits des bloßen Zusammentreffens zunächst keine Beziehungen zu diesen bestehen; dabei dienen uns CBRs, nicht aber RBRs, dazu, das Gegenüber als schutzwürdig zu bestimmen bzw. unsere Pflichten ihm gegenüber wahrzunehmen.<sup>123</sup> Dies betrifft nach May z. B. hypothetische Begegnungen mit Tieren in der Wildnis, die sich in Lebensgefahr befinden und denen wir aus der Misere helfen könnten. Als weiteres Beispiel führt er ein uns unbekanntes ertrinkendes Kind an, für dessen Rettung wir uns auf CBRs stützen würden, also auf Gründe, die mit dem bedrohten Leben und den Bedürfnissen des Kindes zusammenhängen – und nicht mit unserer Beziehung zu diesem Kind.<sup>124</sup> Ein solches Verständnis einer (möglicherweise fehlenden) faktischen Beziehung, die als Grundlage unserer moralischen Überzeugungen und angenommenen Pflichten dienen kann, widerspricht nach unserem Dafürhalten Diamonds Verständnis vom moralischen Denken. Laut Diamond haben wir einen präreflexiven Bezug zu den Dingen bzw. weisen gegenüber der uns umgebenden Welt eine nicht-neutrale Orientierung auf, die durch bestimmte Werte determiniert ist. Diese Werte und unsere Moral – geprägt durch Erfahrung und praktisches Leben – sind dabei nicht nur Gegenstände unserer Reflexionen, sondern bestimmen schon im Vorfeld unsere Aufmerksamkeit für die Dinge (auch für Dinge, die potentiell Teil unserer Aufmerksamkeit

119 T. May, „Moral Individualism, Moral Relationalism, and Obligations to Non-human Animals“, S. 156.

120 Ebd.

121 Ebd., S. 161.

122 Ebd., S. 162.

123 Ebd., S. 165.

124 Ebd., S. 167.

werden). Dieser je schon moralische (bzw. „moralistische“) Bezug zu den Dingen ist in jeder Situation wirksam – gleichgültig ob ich etwa ein mir unbekanntes Kind oder meinen Wellensittich vor dem Ertrinken zu retten gedenke. In dieser Hinsicht haben wir auch zu einem uns unbekanntem Individuum eine moralische „Beziehung“, auch wenn wir nicht mit dem Individuum vertraut sind wie etwa mit unserem Haustier oder unserem Lebenspartner. Wie dem auch sei, da die ausführliche Erörterung der Angemessenheit von Mays Konzepten zu weit führen würde, muss dieser Punkt an dieser Stelle offen bleiben.

Zusätzlich zu den von May in seinem Artikel erwähnten Autoren sind auch andere Autoren für die Debatte um den moralischen Individualismus relevant. Die tierethischen Ansätze von einigen von ihnen wurden oben erläutert. Die Überlegungen von Bernard E. Rollin oder Gary Francione repräsentieren beispielsweise zusätzliche wichtige Facetten des moralischen Individualismus. Beide verwenden trotz gewisser Unterschiede in der Argumentation den gleichen Typus von Gründen wie Singer, Regan, Rachels und McMahan, um moralische Verpflichtungen gegenüber Tieren zu begründen. Alle moralischen Individualisten bauen ihre Argumente auf CBRs auf. Sofern bestimmte Beziehungen der Menschen zu Tieren als moralisch relevant angegeben werden, wie dies bei McMahan der Fall ist, bleibt doch die Basisstruktur der Argumentation unverändert.

Mary Midgley und Rosalind Hursthouse stellen neben Diamond und Crary bedeutende Gegenstimmen zum moralischen Individualismus dar, unterscheiden sich jedoch vom Wittgenstein Relationalismus. Midgleys Ausführungen bezüglich unseres Umgangs mit Tieren lassen sich gemäß Mays Kategorien sowohl im Hinblick auf RBRs als auch im Hinblick auf CBRs verstehen. Dies trifft bereits insofern zu, als Midgley sich gegen Vereinfachungen in ethischen Argumenten stellt und so keine Festlegung auf nur einen Typus von Gründen für die moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Tieren akzeptiert. Angesichts der Tatsache, dass Midgley Beziehungen und Näheverhältnissen zwischen Menschen bzw. zwischen Menschen und Tieren einen wichtigen Stellenwert bei der moralischen Entscheidung einräumt, scheint ihre Priorität jedoch auf den RBRs zu liegen. Bei Hursthouse liegt die Sachlage ein klein wenig anders, da ihre Berufung auf menschliche Tugenden und Handlungen die konkreten Eigenschaften von Tieren aus dem Blick zu verlieren scheint. Allerdings ist die Vorstellung von dem, was tugendhaft und

richtig ist, stets auch auf andere Menschen und Tiere verwiesen, vor allem deshalb, weil diese von unseren tugend- oder lasterhaften Handlungen betroffen sind. Daher liefern im Sinne Mays zum einen die Beziehungen zu anderen Menschen und Tieren Gründe für deren moralische Berücksichtigung (RBRs), zum anderen deren Eigenschaften (CBRs). Um etwa zu wissen, welche Handlung gegenüber einem bestimmten Wesen mitfühlend oder grausam ist, benötigen wir zumindest ein gewisses Verständnis von den Eigenschaften des Wesens (etwa deren Leidensfähigkeit) – einem Stein gegenüber können wir nicht grausam sein.

In der unten stehenden *Tabelle 1* werden alle von May genannten Positionen sowie die in diesem Aufsatz besprochenen Autoren angeführt und nach verschiedenen Klassifikationsgesichtspunkten geordnet. Neben den Autoren und deren jeweiligen Kriterien für die moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Tieren, werden auch die entsprechenden Typen von Gründen (CBRs und RBRs) nach May angeführt. Beigefügte Fragezeichen beziehen sich auf oben genannte kritische Einwände gegenüber Mays Kategorisierung. In der letzten Spalte sind mögliche Probleme der Positionen genannt, die bereits im Zuge der obigen Beschreibungen besprochen wurden. Diese Probleme sind beispielhaft und nicht erschöpfend. Die Tabelle beansprucht keine Vollständigkeit und ist daher nur als grobe Orientierungshilfe zu verstehen, um den moralischen Individualismus und seine Gegenpositionen und Erweiterungen überblicksartig zu erfassen. Wie bereits erwähnt, verwenden nach May sowohl moralische Individualisten als auch moralische Relationalisten zuweilen zwei Typen von Gründen – capacity-based reasons (CBRs) und relation-based reasons (RBRs) – für ihre Argumente. Dies geschieht allerdings mit jeweils unterschiedlichen Gewichtungen der Typen von Gründen, und teilweise nur implizit auf den jeweils zweiten Typus bezogen. In der Tabelle sind bei den unterschiedlichen Autoren der Einfachheit halber nur jene Typen von Gründen angegeben, welche die jeweiligen Autoren auch (mehr oder weniger) explizit in ihren Argumenten verwenden.

Positionen	Autoren (Bsp.)	Gründe für moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Tieren	Typen von Gründen nach May (2014)	Mögliche Beispiele für Probleme
Moralischer Individualismus	Peter Singer	<i>Empfindungsfähigkeit</i> bzw. Interesse nicht zu leiden (intrinsischer Wert)	CBRs	Anspruch auf Unparteilichkeit oder Objektivität
	Tom Regan	Tier ist „ <i>subject-of-a-life</i> “, bzw. besitzt Empfindungsfähigkeit (inhärenter Wert)	CBRs	
	Bernard E. Rollin	<i>Telos, Zweck in sich</i>	CBRs	Unterscheidung Mensch-Tier ethisch wenig relevant
	James Rachels	<i>Intrinsische Eigenschaften</i> ; z. B. „biographical life“	CBRs	
	Jeff McMahan	Intrinsische Eigenschaften ähnlich Rachels, zus. „ <i>moral-agent-relative reasons</i> “	CBRs (RBRs)	Mensch ist Maßstab der im Tier gesuchten Eigenschaften
	Gary Francione	Gegen „ <i>similar-minds-theory</i> “, <i>Empfindungsfähigkeit</i> als alleiniges Kriterium	CBRs	
Assistance Relationalismus (vgl. May 2014)	Clare Palmer	<i>Empfindungsfähigkeit</i> (neg. Pflichten), <i>Beziehungen</i> zwischen Menschen und Tieren (pos. Pflichten)	CBRs RBRs	Distanz- und Abhängigkeitsbeziehungen (Palmer)
	Elisabeth Anderson	<i>Werte-Pluralismus</i> , <i>Mitgefühl</i> (Tierschutz), <i>Respekt</i> (Tierrecht), <i>Ehrfurcht</i> (Naturschutz)	CBRs RBRs	Rationalität (Anderson)

Positionen	Autoren (Bsp.)	Gründe für moralische Berücksichtigungswürdigkeit von Tieren	Typen von Gründen nach May (2014)	Mögliche Beispiele für Probleme
Wittgenstein Relationalismus (vgl. May 2014)	Cora Diamond	Tiere als „ <i>fellow-creatures in mortality</i> “, menschliches Leben und Praxis als Ausgangspunkt	RBRs (?)	Unterscheidung Mensch-Tier ethisch relevant
	Alice Crary	Menschliches Leben als Ausgangspunkt, allerdings eine „ <i>ethical view of animals</i> “	RBRs (?)	„Präreflexive“ moralische Orientierung; Praxis vor Theorie
Tugendethik	Rosalind Hursthouse	Menschliche <i>Tugenden</i> („ <i>virtue and vice rules</i> “), gegen Konzept des moralischen Status	RBRs CBRs	Kein moral. Status: Perfektionismus auf Menschenseite?
Multikriterielle Ansätze (vgl. Wolf 2008)	Mary Midgley	Verschiedene Arten moralischer Ansprüche	RBRs CBRs	Unterscheidung Mensch-Tier ethisch relevant
Tierrechtegegner	Carl Cohen	<i>Mensch</i> als Teil der moralischen Gemeinschaft, <i>minimale</i> moralischer Status von Tieren, aber <i>keine Tierrechte</i>	RBRs	Speziesismus

Tabelle 1: Überblick moralischer Individualismus und Gegenpositionen

## 5. Fazit

Moralische Individualisten teilen trotz „interner“ Differenzen die Idee, dass die Eigenschaften und Merkmale bzw. Interessen tierlicher Individuen Basis ihrer moralischen Berücksichtigungswürdigkeit sind. Diese Herangehensweise an unseren Umgang mit Tieren besitzt große Plausibilität sowohl in der aktuellen Tierethik als auch im moralischen Allgemeinverständnis. Selbst Autorinnen wie Palmer und Anderson, die dem Reduktionismus des moralischen Individualismus ein kontextuelles Gegengewicht gegenüberstellen, verwehren sich nur bedingt der Logik jener Gründe für moralische Berücksichtigung, die May als „capacity-based“ kategorisiert. Und selbst wenn anscheinend statt Eigenschaften andere Gründe für moralische Berücksichtigung angeführt werden (Mays „relation-based reasons“), so scheint in der Tierethik zumindest häufig ein Verlangen nach verbindlichen normativen Richtlinien zu bestehen. Die geringe „Standardisierung“ von moralischen Pflichten in Midgleys Ansatz erzeugt diesbezüglich sicherlich eine für viele – vor allem am moralischen Individualismus orientierte – Autoren nur wenig attraktive Alternative. Die von Hursthouse vorgeschlagenen „virtue-and-vice rules“ mögen hier schon konkreter sein, muten aber eventuell zu sehr nach menschlichem Perfektionsdrang an. Aus Sicht moralischer Individualisten scheint es jedoch, als zählte besonders Diamond mit ihrer „Weigerung“, über moralisch relevante Eigenschaften von Tieren oder unsere Verpflichtungen ihnen gegenüber zu theoretisieren, einen zu hohen Preis. Diamonds Ablehnung, klar erkennbare normative Richtlinien zur Verfügung zu stellen, sowie ihre Betonung eines moralisch relevanten Unterschieds zwischen Menschen und Tieren, evoziert so für manche das Bild eines verkappten Speziesismus. Doch Diamond zeigt gerade aus diesem Grund einen alternativen Zugang zur Tierethik auf, weil sie die Voraussetzungen unseres Umgangs mit Tieren beleuchtet, ohne gleichsam weiterführende ethische Theorien darüber aufzustellen. Der Vorwurf des Speziesismus ginge auch deshalb an der Sache vorbei, weil Diamonds Vorgehen nicht am Maßstab des moralischen Individualismus gemessen werden kann. Der individualistische Vorwurf einer Voreingenommenheit kann von Diamonds Warte zurückgespielt werden. Die Position, von der aus moralische Individualisten argumentieren, ist nämlich selbst nicht so unvoreingenommen, wie diese es vermuten. Für die aktuelle tierethische Debatte ist dies insofern relevant, als es uns besser erlaubt, die mög-

liche Kontingenz unserer menschlichen Perspektive (mitsamt ihren Problemen) nicht als bloßes Übungsfeld rationaler Argumentation misszuverstehen. Als wichtige Protagonistin der Tierethik lässt sich Diamond schwer in eine bestimmte ethische Theorie einordnen und untergräbt so das Prinzip, „vernünftige Begründungen für normative oder evaluative Urteile“<sup>125</sup> parat zu stellen. Die Angelegenheit der Tiere wäre in diesem Sinne nicht einer unvoreingenommenen Sicht des Universums zu überlassen, die ein vernunftgeschultes Individuum als Leitidee vor sich her trägt, sondern sie verlangt vielmehr konkrete eigenverantwortliche Entscheidungen, die das Risiko der Voreingenommenheit stets mit in Kauf nehmen.

*Acknowledgement*

Diese Arbeit wurde zum Teil finanziert durch den Austrian Science Fund (FWF): Projektnummer P 27428-B29.

125 C. Ammann, A. Hunziker, „Ethik in einem realistischen Geist. Zu Cora Diamonds moralphilosophischen Arbeiten“, S. 314.

Der Band ist im Zusammenhang mit den Forschungen des LOEWE-Schwerpunkts »Tier – Mensch – Gesellschaft: Ansätze einer interdisziplinären Tierforschung« an der Universität Kassel entstanden. Die Drucklegung wurde durch Mittel der Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz (LOEWE) des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst sowie der Universität Kassel unterstützt.

**U N I K A S S E L**  
**V E R S I T Ä T**



**LOEWE**

Exzellente Forschung für  
Hessens Zukunft

Kristian Köchy / Matthias Wunsch /  
Martin Böhnert (Hg.)

Philosophie der Tierforschung  
Band 2:

Maximen und  
Konsequenzen

Verlag Karl Alber Freiburg / München

## Inhalt

<i>Kristian Köchy, Matthias Wunsch, Martin Böhnert</i> Einleitung: Philosophie der Tierforschung, Kulturelle und ethische Dimensionen methodischer Tier-Mensch- Interaktionen. ....	9
<i>Herwig Grimm und Andreas Aigner</i> Der moralische Individualismus in der Tierethik. Maxime, Konsequenzen und Kritik .....	25
<i>Arianna Ferrari</i> Zur Ethik der methodischen Untersuchung von Tieren .....	65
<i>Ute Knierim</i> Methoden und Konzepte der angewandten Ethologie und Tierwohlforschung .....	87
<i>Peter Kunzmann</i> Die Rede von den Bedürfnissen von Tieren. Ihre tierethische Relevanz und ihre Bedeutung für den Tierschutz .....	103
<i>Dirk Westerkamp</i> Animalia symbolica? Sprachphilosophische, ethologische und kulturtheoretische Argumente .....	119
<i>Markus Wild</i> Philosophische Implikationen der Kognitiven Ethologie .....	163
<i>Hans Werner Ingensiep</i> Der kultivierte Affe als „Person“? Philosophische und wissenschaftshistorische Streifzüge zum Great Ape Projekt ...	195



Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER  
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2016  
Alle Rechte vorbehalten  
www.verlag-alber.de

Einbandgestaltung: Martin Böhnert  
Satz: Frank Hermenau, Kassel  
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48742-6

Die Tierphilosophie ist eines der lebendigsten Felder der Gegenwartsphilosophie. In ihrem Mittelpunkt standen bislang Fragen nach dem Geist der Tiere, der Tier-Mensch-Unterschied oder Probleme der Tierethik. Die auf drei Bände angelegte »Philosophie der Tierforschung« wirft einen neuen Blick auf dieses Gebiet mit dem Ziel einer strukturierten Untersuchung der Tier-Mensch-Verhältnisse in den methodischen Zugängen der Tierforschung.

Während der erste Band, dem Gedanken der Forschungsumwelten folgend, unter dem Schlüsselkonzept der *methodologischen Signatur* von Forschungsprogrammen die historische und systematische Aufarbeitung der Tierforschung zum Ziel hatte, widmet sich dieser zweite Band den »Maximen und Konsequenzen« der Tierforschung. Damit öffnet sich das zu untersuchende Feld in Richtung auf kulturelle und ethische Aspekte, auf gesellschaftliche und politische Horizonte der Forschung. Hatte der erste Band deutlich gemacht, dass Tiere in den betreffenden Forschungsumwelten nicht nur die Rolle passiver Objekte spielen, sondern auch subjektive und aktive Qualitäten erlangen, und sei es in Form der Widerständigkeit, so erweisen sich die Forschungsumwelten samt der in ihnen stattfindenden Interaktionen zwischen forschenden Menschen und erforschten Tieren damit unter ethischen und kulturellen Vorzeichen als Machtsysteme, deren Mechanismen der Anerkennung und Unterdrückung philosophisch zu thematisieren sind.

Die Herausgeber:

Martin Böhnert ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachgebiet Theoretische Philosophie der Universität Kassel; Kristian Köchy ist Leiter dieses Fachgebiets; Matthias Wunsch führt dort angegliedert sein eigenes DFG-Projekt »Personale Lebensform und objektiver Geist« durch. Alle drei Herausgeber sind Mitglieder des vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderten interdisziplinären LOEWE Schwerpunkts »Tier – Mensch – Gesellschaft« an der Universität Kassel.

Kristian Köchy / Matthias Wunsch / Martin Böhnert (Hg.)

## Philosophie der Tierforschung Band 2